Becker

Der Nixenfischer.

Zweiter Band.

Der Nixenfischer.

Eine Geschichte vom Starnberger See

von

August Becker.

Zweiter Band.

Berlin, 1872.
Verlag von Otto Janke.

Zweites Buch.

Der Nixenfischer.

Erstes Capitel.

Man kann sich denken, welcher Aufruhr damals auf dem Dampfer durch den mitgetheilten Auftritt hervorgerufen wurde, der an sich schon geeignet war, großes Aufsehen zu machen, wenn das Publikum auch noch nicht die traurige Veranlassung kannte.

Der gellende Angstschrei der Mutter der Vermißten hatte zuerst auf den Vorgang innerhalb eines engen Kreises aufmerksam gemacht. Man horchte, drängte herbei, fragte, was es gebe, was denn die Leute da hätten. Dazwischen erklangen die Antworten: Die Familie vermisse Jemanden, eine Tochter, ein schönes, junges Mädchen.

„Wie?" hieß es da. „Die reizende Blondine, die so schwermüthig dreinsah?"

„Sie wird sich schon wiederfinden!“ tröstete ein Anderer leichthin.

So schwirrten Frag' und Antwort um mich her, während mein Herz im Busen zitterte vor Schmerz und verzweifelnder Angst.

Eine gewaltige Aufregung gab sich jetzt auf dem Dampfboote kund. Eine unbeschreibliche Verwirrung folgte mit zwecklosem Hin- und Herrennen, Fragen und Rathen, Stoßen und Drängen. Endlich vernahm ich wieder eine bekannte Stimme durch den Lärm, die sich Gehör zu verschaffen wußte und mich mit neuer Hoffnung erfüllte.

„Was giebt's denn, Fischer? Was ist denn eigentlich los?“ fragte Müller, indem er sich bis zu mir durchbrach.

„Ach Gott, sie ist fort!“

„Wer? Wer ist fort?“

„Bertha — Fräulein Birkmann wird vermißt,“ brachte ich mit Mühe heraus.

„Vermißt? Sie kann doch nicht weit sein!“

„Nirgends zu finden,“ setzte ich trostlos hinzu. „Verschwunden.“

„Verschwunden!?“ wiederholte er, sich verfärbend. „Was Teufel wäre das!“

Rasch erklärte ich ihm, was ich wußte. Schweigend stand er da und sah nach den verzweifelnden Eltern, die nur einmal, mit Hülfe flehenden Blicken, zu ihm empor zu schauen wagten und dann trostlos zur Erde starrten.

„Was soll man dazu sagen?! Was soll man dazu sagen?!“ rief der Fabrikant Spindling noch immer umhertrippelnd.

„Sagen Sie gar nichts und gehen Sie jetzt aus dem Wege,“ meinte Müller, während der Dampfer sich anschickte, an einer weiteren Station zu landen.

Ohne Umstände durch die Menge brechend rief Müller laut nach dem Capitain und controllirenden Bediensteten, worauf er ihnen kurz und entschieden begreiflich machte, daß Niemand aus und in das Schiff dürfe, bevor nicht noch einmal eine rasche und ausgiebige Durchsuchung stattgefunden habe.

Jetzt wurden hastig nochmals alle Thüren aufgerissen, — vergeblich. Nirgends fand sich eine Spur von der Vermißten. Alle Ecken und Winkel wurden auf Müllers Antrieb durchstöbert, — leider ohne irgend welchen Erfolg. Nun stand auch dieser Wackere unschlüssig; jedoch nur eine Sekunde lang. Mit der flachen Hand sich an die Stirne schlagend, wandte er sich etwas ungestüm an den Billeteur.

„Haben Sie etwa die junge Dame aus dem Schiffe gelassen?"

„Ohne Fahrkarte — nicht möglich!" versicherte derselbe bündig.

Alsbald war Müller fragend an der Seite des Großhändlers, der noch immer wie vernichtet dasaß, fast gänzlich gebrochen und wie besinnungslos vor sich hinstarrte. Seine Hand fuhr jetzt zitternd nach der Westentasche, versagte aber den Dienst, weshalb Frau Spindling sich anschickte, die Rundfahrbillets für die Familie aus des Vaters Weste heraus zu holen. Und es fehlte keines. So wandte sich Müller wieder mit einer hastigen Frage nach dem Billeteur zurück.

Derselbe erklärte auf das Bestimmteste, daß weder in Bernried noch Seeshaupt eine Dame den Dampfer verlassen habe, was ich mit Andern bestätigen konnte. Mir wäre die geliebte Gestalt sicherlich aufgefallen, wenn sie sich irgendwo unter den Aussteigenden befunden hätte. Und da ich noch auf der Fahrt von Tutzing hinweg nach Bernried im Salon mit dem schönen Mädchen gesprochen hatte, mußte der Gedanke an diese Art ihres Verschwindens als eine reine Unmöglichkeit verworfen werden.

Es wäre eine schwere Aufgabe, dies Alles so rasch zu erzählen, als es vorging. In aller Eile befragte nun Müller auch das Frauenzimmer, das ich zuletzt in der Cajüte getroffen und welches durch den Lärm auf das Verdeck gelockt worden war. Erst in Seeshaupt eingestiegen, wie auch ihre Fahrkarte aussagte, hatte sie sich bald in den völlig leer vorgefundenen Salon zurückgezogen, wohin später noch ein Fremder nachgekommen. Sie konnte denselben genau bezeichnen, und im nächsten Augenblicke standen wir schon vor ihm. Denn Müller schien seine eigenen

Gedanken zu hegen und heftete seine Augen forschend auf des Fremden junges, glattes, nichtssagendes Gesicht. Er war, seiner Versicherung nach, schon in Bernried an Bord gekommen, hatte sich aber erst in der letzten Viertelstunde in den Salon verfügt, wo er durch eines der engen Fenster, das schon zurückgeschoben war, dem Wellenspiel zugeschaut. Von einer jungen Dame hatte er so wenig bemerkt, wie das Frauenzimmer mit der langen Nase und den hervorstehenden Zähnen. Beiläufig fiel ihm noch ein, daß er unter dem Fenster auf etwas Hartes getreten, das wie ein mit Stahl durchzogener Rocksaum unter dem Divan hervorgeragt sei. Er hatte es für den äußersten Reif einer Crinoline gehalten, ohne es jedoch weiter zu beachten oder noch darüber nachzudenken, als er auf das Verdeck zurückkehrte.

„In der Cajüte — unterm geöffneten Fenster?“

Der Fremde nickte bejahend.

Mit zwei Sätzen war Müller unten, ich ihm nach. Das enge Cajütenfenster stand auch jetzt noch offen; das Möbel darunter ward alsbald von Müller er-

faßt, während ich nachschiebend dasselbe von der hölzernen Schiffswand wegrücken half. Müllers Rechte hatte dabei zugleich nach etwas Anderem gegriffen, und zog zerrend einen zierlichen Reifrock von feiner Leinwand hervor, wie ihn damals die Damen noch zu tragen pflegten. Offenbar mit Absicht und Anwendung von Gewalt war er unter und hinter den Divan geschoben und zusammengedrückt worden. Nun lag er etwas zerknittert vor unsern Blicken, so wie vor denen Minna's und der Frau Spindling, welche Beide mittlerweile in den Salon gefolgt waren. Unter großem Jammer erkannten die beiden Schwestern in dem aufgefundenen Reifrock sofort ein Gewandstück ihrer Schwester Bertha.

Sonst fand sich nichts in der Cajüte vor. Aber es war mir schon mehr als genug. Unmöglich kann ich wiedergeben, was ich in diesem Augenblick empfand. Vor Kurzem hatte Bertha noch hier gesessen unter dem offenen engen Fenster, vor welchem die Wellen noch eben so lieblich spielten, tanzten und sangen, —

vor Kurzem hier mit ihrem Entschluß und ihrer Qual im bedrängten Herzen. Und jetzt!

Verlockend schaute da die Seefluth herein, verführerisch in ihrem beruhigenden tiefen Grün, in ihrem geschmeidigen Wallen und Wogen, — verlockend nach der geängstigten Menschenseele.

Ueber den Entschluß, den sie mit sich herumgetragen und der uns jetzt kund geworden war, wie sie noch für diese Stunde in Aussicht gestellt hatte, ließen ja schon die harten Worte des Vaters, nebst Bertha's Schwermuth und dunkeln Reden keinen Zweifel mehr zu. Jetzt lag ihr Geheimniß offen vor mir, die Räthsel ihres Wesens hatten eine furchtbare Lösung gefunden. —

Da draußen wogte und wallte der See nach wie vor. Allein in mir stand das Blut stille, mein Herz wollte nicht mehr schlagen. Wie erstarrt verweilte ich vor dem offenen Fenster. Zu meinen Füßen aber wanden sich die beiden Schwestern in unsäglichem Jammer, mit Klagen, Weinen und Flehen. Selbst Müller stand heftig ergriffen und sah bestürzt drein.

Jedoch, wie im Zorne, fuhr er sich dann mit der Hand über die Augen und faßte mich am Arme, indem er mich fast mit Gewalt fortzog.

„Nur jetzt nicht den Kopf verlieren," flüsterte er mir zu. „Wir sind oben nothwendiger."

Das Dampfboot war nämlich mittlerweile am Halteplatz vor den Fischerhäusern zu Ambach angelangt, hatte einige Passagiere abgegeben oder aufgenommen, worauf es sich anschickte, seinen Lauf in nördlicher Richtung fortzusetzen, während die Leute am Ufer durch die wirre Kunde von einem Unglück am Bord in Aufregung gebracht waren. Nicht gesonnen, etwas unversucht oder alles bei den seitherigen Nachforschungen bewenden zu lassen und so die letzte Hoffnung aufzugeben, sprang Müller auf das Vorderdeck zurück und rief der Mannschaft bei der Maschine und am Steuer ein entschiedenes Halt! zu. Der Dampfer müsse so rasch wie möglich zur Haltstelle und nach Seeshaupt und Bernried zurück. Darauf entgegnete der Capitän oder Steuermann des Schiffes, es thue ihm leid, allein er müsse aus Rücksicht für die übri-

gen Passagiere Stunde und Cours einhalten. Als nun die Umstehenden für und wider Parthei nahmen, waren seltsamer Weise gerade einige Vergnügungsreisende, deren Reiseplan wohl eine kleine Verzögerung ertragen hätte, gegen Müllers Vorschlag. Besonders verwahrte sich eine kleine verwittwete Touristin, mit scharfer Adlernase und zwei Töchtern, heftig gegen jeden ferneren Aufenthalt.

Müller war jedoch nicht der Mann, sich einschüchtern zu lassen. Mit bündiger Entschiedenheit und Bestimmtheit erklärte er, wo es ein Menschenleben gelte, den Führer des Dampfschiffes für jede Versäumniß verantwortlich machen zu wollen.

„Ich kenne auch den öffentlichen Dienst," fügte er schließlich hinzu, „und ich werde mich, wenn Sie noch länger widerstreben, nöthigen Falls selbst an die Maschine stellen."

Seine Haltung, seine Sprache wirkten. Er sah ganz darnach aus, seinen Vorsatz unter allen Umständen auszuführen. So geschah denn auch von nun an Alles auf dem Schiffe bereitwillig und mit über-

raschender Schnelligkeit, — alle Bediensteten zeigten den wärmsten Eifer. Sofort wurde gewendet und schleunigst wieder angelegt, das Publikum aber eingeladen, auszusteigen und die Rückkunft des Dampfers abzuwarten. Schon stachen einige diensteifrige Schiffer, welche bereits wegen des Unglücksfalls in Allarm gebracht waren, an dem Boot vorbei in See, um Nachforschungen anzustellen.

„Schafft Schifferhaken herbei, Fischernetze!" rief Müller vom Bord aus an's Ufer, da er als Kind des Rheins mit solchen Fällen vertraut sein mochte. „Gebt Euern Genossen auf dem See draußen die Signale!"

Und während man seinen Anordnungen nachzukommen suchte, war er schon an der Seite der trostlosen Eltern, um denselben begreiflich zu machen, daß auch sie mit den beiden Töchtern an's Land müßten. Wie von Sinnen, mit Stammeln und Lallen, reckten die Verzweifelnden die Hände zu ihm empor und fragten, wo Bertha sei, ob er sie noch nicht gefunden habe. Es war eben keine leichte Aufgabe, hierbei den

Kopf beisammen zu halten, und die Augen überall zu haben. Während Müller die trostlosen Verwandten beruhigte, musterte er auch mit scharfen, durchdringenden Blicken die Reihe der Landenden, da unterdeß Alles auf das schwanke Brett zudrängte, welches den Austritt vermittelte. Er schien Jemanden zu suchen und nicht zu finden. Als nun auch der junge Streuhuber an's Land stürmen wollte, faßte er denselben beiläufig am Arme.

„Hören Sie, Sie da, junger Herr," rief er ihm zu, „thun Sie jetzt das Ihrige: bieten Sie den Fischern Geld, — Herr Birkmann steht Ihnen gut für jede Auslage!" Damit ihn fahren lassend, kehrte er sich zu Andern um. „Der ganze See muß durchsucht werden! He da, Herr Spindling, bleiben Sie gefälligst an Bord: Wir werden ihre Börse noch anderwärts brauchen, — Sie müssen mit nach Bernried und Seeshaupt zurück. Ihre Frau Gemahlin wird unterdeß die Eltern und kleine Schwester trösten. Ihr Andern — vorwärts!"

Betty nickte unter Thränen dem Freunde ihrer

Jugend mit schüchterner Zustimmung zu, während schon wieder das Landungsbrett zurückgezogen wurde, das Schiff sich drehte, und rasch und immer rascher in den See zurückdampfte. Vom Ufer rief mir noch weinend die kleine Minna zu, ihre liebe Bertha mitzubringen. Mit Taschenbuch und Börse in den Händen, stand der reiche Großhändler am Strande und bot, zitternd an Leib und Seele, Reichthümer für das Leben seiner Tochter.

Bei uns an Bord ging es unterdeß im Fluge über den oberen See hin. Der Dampfer hatte die gewohnte gehäbige Art des Fortkommens einmal aufgegeben, um mit reißender Schnelligkeit die grüne Fluth zu durchfurchen. Der Kamin pustete die Dampfwolken so dick heraus, daß sie die Abendsonne verfinsterten, und noch immer schob der Heizer seinen Brennstoff unter den Kessel, als solle er zersprengt werden.

Unterdeß war der ganze Rettungsapparat des Schiffes in Bereitschaft, das anhängende Boot in Stand gesetzt, jederzeit abzustoßen und wir Alle, die wir die kleine Besatzung des Dampfers ausmachten,

auf Posten, um die Umgebung im Auge zu behalten und die Wasserfläche zu übersehen. Müllers Taschenfernrohr, mein Operngucker, und was sich an solchen Gläsern noch vorfand, wurde hervorgeholt, um von den Seiten und Enden des Schiffes Ausschau zu halten.

Den See in der Quere durchschneidend, hielt das Dampfboot gerade gegen die Landspitze, welche unterhalb Bernried, gegen Tutzing vorspringend, die weite Bucht des Karpfenwinkels abschließt. Mußten wir doch auf der Rundfahrt eben diesen Vorsprung passirt haben, als Minna ihre Schwester allein ließ und weinend auf das Verdeck zurück kam. Seitdem war die Vermißte von Niemanden mehr gesehen worden und, aller Wahrscheinlichkeit nach, von da über Bernried hin bis Seeshaupt verschwunden, da ein Kellner auf der Fahrt zwischen letzteren Orten in den Salon gekommen war, ohne daselbst Jemanden zu bemerken. Daß Bertha bei Seeshaupt sich nicht mehr auf dem Schiffe befunden, erschien ausgemacht. Es galt also vor Allem schleunigst den Strand von

Bernried abzusuchen und das Wasser vor demselben abzufahren.

Der Ort liegt Ambach gerade gegenüber und, da der nach Tutzing hin sich ausweitende See hier seine Ufer wieder etwas verengt, deutlich erkennbar vor den Augen. Freundlich leuchten Schloß und Kirche aus der Nußbaumallee des Gestades und aus den herrlichen Baumgruppen des großen Schloßparkes. Aber so rasch wir uns auch dem schönen Ufer näherten, ging mir das Schiff doch zu träge, und ich meinte in tödtlicher Ungeduld mich in die grüne Fluth werfen zu müssen, um voran zu eilen. Seit das schöne Mädchen vermißt worden, war noch keine Viertelstunde verstrichen, — so reißend schnell hatte sich Alles entwickelt. Und dennoch däuchte es mir eine Ewigkeit.

Da draußen glänzte die Abendsonne auf dem lächelnden See, der so gelassen und ruhig da fluthete, als gebe es keinen Verlust in der Welt zu beklagen. Ich aber stand an den Planken — in Verzweiflung.

„Was ist das?“ rief mir Müller zu, der auf derselben Seite des Dampfers gegen den Schiffsschna=

bel hin stand. „Siehst Du nicht? Da draußen bewegt sich etwas!“

Schnell richtete ich mein Glas dahin. Mir pochte und klopfte das Herz, — es wälzte sich da vorn etwas in der grünen Fluth.

Wie leicht wird in solchen Fällen die Flamme der Hoffnung wieder angefacht, wenn sie eben noch erloschen schien! Wie schnöde spielt dabei die Täuschung mit unserm Schmerze!

Wenige Sekunden der Weiterfahrt genügten, um dem Gegenstande unserer gespannten Aufmerksamkeit näher zu kommen, und dann bedurfte es nur eines scharfen beobachtenden Blicks, um denselben als ein großes Holzscheit zu erkennen, das auf den Wellen schaukelte. Mit der früheren Beklommenheit des Herzens schaute ich wieder hinaus und nach dem Freunde hin.

„Hegst Du noch Hoffnung?“

„Die muß man sich immer bewahren,“ sagte er. „Nicht umsonst ließ ich das Dampfschiff wenden, um schneller vom Flecke zu kommen, als mit Rudern.“

„Aber der See ist weit und tief,“ warf ich trost-

los ein. „Selbst wenn noch Rettung möglich gewesen wäre, kommen wir viel zu spät. Die nochmalige Untersuchung des Schiffes hielt auf" —

„War aber nöthig, — und wer weiß, wie die Sache zusammenhängt!" entgegnete er in bedenklichem Tone. „Es will mir nicht in den Kopf. Ich kenne Bertha von Jugend auf. So gescheidt, ein Ausbund von Klugheit und Entschlossenheit, so fern aller falschen Sentimentalität und Schwärmerei, so wenig zur Verzweiflung geneigt, kann ich mir nicht denken, daß sie selbst den Tod gesucht habe, wo doch noch so mancher Ausweg offen stand."

„Aber der abgestreifte Reifrock unterm offenen Kajütenfenster, die Flucht des unwürdigen Geliebten," warf ich erregt hin, „dann das herausfordernde, harte Wort des Vaters, das ihr selbst den Weg aus all' dem Elend andeutete." —

„Ja, ja," fiel er mit dem Kopfe nickend ein, „sie wurde bedrängt, gequält, gefoltert auf diesem verfluchten Schiffe!" Und dabei warf er mir einen Blick zu, der mir sehr wehe that, da er einen Vorwurf ent-

hielt, als wolle er sagen: „Du hast selbst Dein gehörig' Theil daran! Aber," fuhr er dann laut fort, „sie war doch viel zu gescheidt zu solchem verzweifelnden Schritte."

„O, mein Freund," sprach ich jetzt von meiner inneren Bewegung fast überwältigt, „glaube mir, ich kann es mir eben so wenig denken, daß dieses holde Wesen, dieser edle Geist von den Wellen hier verschlungen und erstickt sein soll. Der Gedanke dreht mir das Gehirn um, — ich kann es nicht fassen!"

„Nicht wahr?!" sagte er, mich mißverstehend. „Ich sage es ja auch. Kaum möglich für eine erwachsene Person durch das enge Fenster ohne fremde Nachhülfe zu kommen. Freilich, Gewalt kann Alles. Aber wie wäre es, — mir kommt so der Gedanke, — hast Du Niemanden während der Fahrt am Westrand des Sees herauf sich annähern sehen? — Aufgepaßt!! Ein Nachen kommt da von Seeseiten her!" unterbrach sich jetzt Müller mit so lauter Stimme, daß die halbe Besatzung des Schiffes nach der Richtung hinblickte.

In dem gewöhnlich sehr unbelebten oberen See war die Erscheinung eines Nachens unter den bewandten Umständen nicht zu übersehen. Der Kapitain rief denn auch den Kahn alsbald durch das Sprachrohr an. Es war jedoch nur ein alter Bauer auf der Ueberfahrt nach St. Heinrich oder Ambach, der keinerlei Auskunft zu geben wußte oder doch nur die, daß er nichts Verdächtiges im See bemerkt habe.

Und das Schiff fuhr weiter.

Zweites Capitel.

Es läßt sich denken, wie meine Hoffnung bei solchem Anlasse immer stieg, um dann wieder desto tiefer zu fallen. In tiefstem Schmerze stand ich an den Planken des Schiffes und sah hinaus auf den vom Abend verschönten, bewegten See, dessen Wellen so unbarmherzig ruhig dahin flutheten, während Alles in mir in trüber Aufregung war. Versunken in meinen innern Jammer, hatte ich selbst die Nähe Müllers vergessen, als derselbe sich nochmals zu mir wandte.

„Hast Du auf der Herfahrt, während Du mit Bertha sprachst, keine Gondeln sich annähern sehen?"

„Nichts," antwortete ich. „Diesseits Possenhofen umschwärmten das Schiff nur wenige und kamen erst bei Tutzing wieder in größerer Anzahl, um sich von der Wallung wiegen zu lassen Aber halt! da fällt

mir gerade ein," fügte ich hinzu, „daß ein badender Mann gegen das Schiff her schwamm, als ich mich in die Kajüte verfügte und dies zum Anlaß einer Unterhaltung mit Fräulein Birkmann nahm."

„So!" machte jetzt Müller aufmerksam und bedenklich. „Ein Mann schwamm heran! Und wie sah er denn aus?"

„Wie konnte ich aus der Ferne mehr als einen haarigen Kopf unterscheiden!"

„Und zu welchem Gespräch warst Du denn veranlaßt?" fragte er weiter.

„Mein Gott, ich war lebhaft an den wilden Wassermann, der die schöne Agnese raubt, erinnert."

„Schau, schau!" machte Müller, kehrte sich jedoch alsbald von mir ab, dem Führer des Schiffes auf seinem erhöhten Sitze zu: „Herr Kapitain, kann sich ein Mensch dem Schiff in seinem Laufe, schwimmend oder mit Nachen so nähern, daß es ihm möglich würde, Jemand von Bord aufzunehmen?"

„Ah, nein! Nein unmöglich!" war die Antwort. „Er würde ja wie ein Gummiball an die Schiffs-

planke geworfen und von der Fluth verschlungen oder unter den Schiffskiel gezogen werden. Sehen Sie doch nur die Strömung da! Rein lächerlich."

„Sie mögen Recht haben. Die Möglichkeit aber dennoch zugegeben, könnte es unbemerkt geschehen?"

„Nie!"

Auf diese Antwort hin kehrte sich Müller wieder zu mir her.

„Der Mann ist gar zu sicher," sagte er. „Ja, im untern See, wo tausend Augen von den Villen her den Dampfer beobachten und hundert Kähne ihn umschwärmen, hat sein Niemals Sinn; hier oben aber nicht!"

„Welchen seltsamen Muthmaßungen giebst Du Dich hin?" hob ich jetzt an, ohne das Opernglas vom Auge zu thun.

„Ich kann und kann es nicht glauben, daß sie einen solchen Schritt gethan," antwortete er, ebenfalls durch sein Fernrohr auf die Seefläche hinausblickend. „Eher glaube ich an Gewalt."

„Gewalt? Woran denkst Du?"

„Man muß Alles in Betracht ziehen.“

„Du glaubst also — sie wäre — ich bitte Dich — wohl gar ermordet?“ rief ich entsetzt, ließ den Operngucker fallen und schaute ihn starr an.

Er zuckte blos mit den Schultern.

„Man hat ja schon Beispiele erlebt,“ fuhr er dann fort. „Goldne Uhr und Kette, Börse und Ringe — wer weiß, wen es gereizt! War doch verdächtiges Volk genug auf dem Schiffe. An Soldaten und Holzknechte will ich dabei nicht denken, aber es waren Andere da, auf die wir nicht Acht hatten.“

„Ach, das sind ja Alles Unmöglichkeiten!“ entgegnete ich. „Warum denn solche ungeheuerliche Vermuthungen, wo leider die natürliche Erklärung so nahe liegt.“

„Erinnere Dich des Fremden, der sich schon aus dem Staube gemacht hatte, als ich ihn unter den Aussteigenden suchte,“ fuhr der Andere sinnend fort. „Er war mit einmal wie verweht. Hätt' ich ihn doch schärfer im Auge behalten. — Gieb' Acht, Fischer! Sieh' einmal dort in den Karpfenwinkel hinein!“

„Was denn?“

„Etwas Weißes,“ sagte er, als wir der Landspitze gegenüber waren, die von einem schönen Bauernhaus gekrönt mit Busch und Matten aus dem See aufsteigt. „Sieh' nur, es taucht auf und nieder! Auf und nieder, wie eine Nixe!“

Das Blut wallte fieberisch durch alle meine Adern. Dort in der Ferne wiegte sich wirklich etwas Weißes in der von der Abendsonne beleuchteten Fluth, wie eine Schwanjungfrau, — wenn es keine Möve war. Wir standen bereit in den Kahn zu springen und darauf los zu rudern. Da flog es auf. Es war eine der großen weißen Möwen mit hellblauen Flügeldecken, welche die Seen und Flüsse des Hochlandes beleben. Schreiend flatterte der Vogel über unser Schiff hin, das rasch weiter schoß.

Einige Nachen, die auf der Fluth gegen Tutzing hinschwebten, wurden angerufen und so gut es ging von der Sachlage unterrichtet, während ich Gelegenheit nahm, meinen Freund mit dem Abenteuer im Mühlthale bekannt zu machen. War ich doch jetzt

der Verpflichtung entbunden, mein Geheimniß noch länger zu bewahren, und der seltsame Wahn Müllers verlangte gewissermaßen diese Aufklärung. Ohne Rückhalt sprach ich meine Vermuthung dahin aus, daß Bertha schon am Flüßchen jenes Thales mit der Absicht gestanden sein müsse, die sie dann im See ausführte.

Ob ich damit den Freund überzeugte, weiß ich nicht. Wenigstens hielt er nichts weiter entgegen, fand freilich auch keine Zeit mehr hierzu. Denn Bernried, Schloß und Dorf, lag bereits vor uns am grünen Strande, und einige Fischer, aufmerksam gemacht durch die Signale und die ungewohnte Rückkehr des Dampfers, harrten schon am Ufer. Hier ging ich selbst an's Land, wie ich mir vorbehalten hatte, um die Nachforschungen zu leiten und den Eifer der Fischer anzustacheln, während der reiche Fabrikant Spindling mit Müller die Fahrt nach Seeshaupt fortsetzte. Mein Abschied von dem Freunde war kurz. Nahm ich mir doch kaum Zeit, einen traurigen Blick dem Dampfer nachzuwerfen, auf dem ich einen schö-

nen, ach! nur zu kurzen und so schrecklich unterbrochenen Traum vom Glücke der Liebe geträumt hatte.

Ich hatte das Ufer in der Hoffnung betreten, irgend welche Nachricht zu erhalten, welche auf die Spur der Verlornen leiten konnte. Der Mensch ertrüge ja ohne Hoffnung das Leben nicht. Mit welcher Erwartung mochten die jammernden Eltern der Rückkehr des Schiffes entgegen sehen! Und die Besatzung desselben hoffte sicherlich auf irgend eine Kunde, wo irgend nur angelegt wurde. Und zuletzt trug man sich, nach vergeblicher Umfrage und traurigster Fahrt, gewiß noch mit der heimlichen Hoffnung, am Ausgangsorte derselben, zu Starnberg selbst Etwas zu erfahren. Eine Unmöglichkeit. Man brachte nur die überraschende und aufregende Unglückskunde dahin.

Für jetzt war die ganze Fischerbevölkerung von Bernried auf mein Betreiben in die Kähne gesprungen und in den See hinaus gefahren. Man hatte nicht versäumt, auch in den Karpfenwinkel nach Zaismehring hinein das Zeichen zu geben, welches zur Untersuchung des Wassers aufforderte, während die

Tutzinger schon aufmerksam geworden waren, und ihre Fischerkähne uns bereits über die weite Bucht entgegen schwammen.

So war der ganze obere See — von beiden Ufern aus — selbigen Sommerabends ein Gegenstand eifriger Durchsuchung. Ueberall wurde nachgeforscht, die Fluth nach allen Richtungen durchschnitten, der Strand abgesucht, die Tiefe ergründet. Ich selbst drang im Nachen durch das Schilf des Karpfenwinkels, bis ich nicht mehr weiter konnte, watete über den feuchten Grund und ging, am späten Abend, das schlammige Ufer bei Zaismehring noch bei Fackelschein ab.

Vergebens.

Da lag nun der Sternenhimmel mit seiner klaren Pracht über den dunkeln Wasserspiegel hingebreitet, aus der Höhe und aus der Tiefe leuchtend. Und fern und nahe, an den Ufern und inmitten des Sees, und weit — weit vom untern En de desselben, schimmerten träge rothe Punkte oder warfen wandelnde Feuer glänzenden Flammenschein über die

zitternde Fluth. Ueberall war die Fischerbevölkerung noch im Durchforschen des tiefen Wassers begriffen und zwar am untern See auf Anordnung des Seegerichtes selbst. Hatte doch dasselbe nicht sobald von dem Unglücksfalle Kunde erhalten, als es schon die nöthigen Anstalten traf und zum größten Eifer antrieb — Alles vergebens.

Wie traurig, wie trüb und trostlos blickte ich in die Nacht! Wo hatte sie sich gebettet, deren Bild sich tief in mein blutendes Herz eingegraben hatte, — die ich auf so schreckliche Weise schon verloren, während ich sie erst gewinnen wollte? Wo schaukelten sie die Wellen in den ewigen Schlummer hinein?

O, die blauen Lüfte über dem ruhenden See, das leise Flüstern und Stöhnen des Uferschilfs gaben keine Antwort auf meine Fragen. Der helle Sternenglanz oben und unten, das Leuchten der Fackeln auf dem Wasser und der holde Friede der Natur ringsum milderten nichts an den qualvollen Empfindungen, die mich folterten.

Es war eine gräßliche Nacht nach einem solchen Tage.

Als nun allmählig die Fackeln von dem See verschwanden, auch am Ufer erloschen, und ich ohne den geringsten Erfolg zum Gestade zurückkehrte; als ich zum Tode erschöpft und innerlich fast gebrochen die prächtige Nußbaumallee neben dem Schloßhofe von Bernried hinan wankte, um mir in der ärmlichen Schenke eine Lagerstätte zu suchen; als ich mit gequältem, ruhelosem Gemüthe, mich stundenlang auf dem harten Polster gewälzt hatte und, sobald ich einschlummern wollte, immer wieder eingebildete Rufe nach Schifferhaken und Fischernetzen die todtmüde Seele aufrüttelten; und als ich dann einen neuen Morgen über den See tagen sah, der alle Erinnerungen des vorigen Tages auffrischte: da empfand ich es bis in's innerste Mark meines Lebens, daß es eine schreckliche Nacht gewesen, wie ich noch keine erlebt und zu erleben je gefürchtet hatte.

Schon in grauer Nebelfrühe weckte ich die Fischer zur kühlen Seefahrt. Vielleicht war dennoch irgend welche Spur endeckt. Ich hoffte und fürchtete wieder Alles, fragte an und ließ überall anfragen, ob sich

nicht etwas gefunden. Nichts, — gar nichts. Ich ruhte nicht; die Nachforschungen mußten fortgesetzt werden, und ich selbst ließ mich von Ufer zu Ufer am obern See rudern und weiter in die untere Hälfte desselben. Jedem ziellos treibenden Holzblock, jeder schwimmenden Möve oder Taucherente fuhr ich mit trauriger Hoffnung entgegen. Jeder schaumumspritzte Kahn, den eine städtische Schöne über den morgenkühlen See hinlenkte, zog mich mit der hoffnungsbangen Spannung auf das Unmögliche an. Und nach den mannichfachsten Täuschungen, gab ich mich immer wieder neuen hin. Ich konnte und wollte mir keine Ruhe gönnen.

Vergebliches Bemühen.

Jetzt setzte ich meine Hoffnung auf die Ankunft des Dampfers bei seiner Morgenfahrt. Meine Seele rankte sich an ganz unbestimmten Erwartungen auf. Jedoch, das Dampfboot langte an und auf meine ungestüme Frage erwiderte der Kapitän, mir scheine es zu gehen, wie ihm selbst. An jeder Haltstelle glaube er etwas Günstiges erfahren zu können, und

da nun die ganze Umgebung des Sees in Aufregung über den Fall sei, werde er dagegen wieder überall mit Fragen bestürmt. Dann malte der Mann mir den Jammer der Eltern und Schwestern noch besonders aus. Es sei zum Steinerbarmen gewesen, wie dieselben nach der Ankunft in Starnberg gar nicht von dem Schiffe weggewollt und wie nur dem entschiedenen Herrn, mit Namen Müller, gelungen sei, ihnen etwas Haltung beizubringen.

Auf meine Frage nach dem Freunde, hieß es, er sei mit dem Dampfschiffe heraus gefahren und zu Bernried an's Land gegangen, um Anstalten zu treffen, damit man wenigstens die Leiche des Mädchens erlange.

Es war das Erstemal, daß ich in dürren Worten von ihrer Leiche sprechen hörte, und die Vorstellung drängte sich mir so heftig und erschütternd auf, daß ich nicht an mich zu halten vermochte.

„O mein Gott, mein Gott!“ rief ich voll unsäglichen Jammers. „Soll sie denn wirklich todt sein!“

Der Mann zuckte mit der Achsel.

„Der See ist tief und hat kein Erbarmen," sagte er noch, wandte sich an seine Leute, und das Schiff dampfte davon.

„Ja, der See ist noch viel tiefer als der höchste Kirchthurm hoch ist," sagte Jemand daneben. „Viele hundert Klafter tief. Wer da hinein fällt kommt lebendig nimmer heraus. Aber nach drei Tagen, so heißt es, giebt er die Leichen der Ertrunkenen wieder heraus. Dann kommen sie an die Oberfläche oder an's Gestade, und so werden wir's auch mit dem schönen Fräulein erleben."

„Wenn's wahr ist!" meinte eine alte Frau, die kopfschüttelnd dabei stand.

Und so wurde da hin und her gesprochen, was mir wenig helfen konnte.

Ich beeilte mich nach Bernried zurück zu kommen, um mit Freund Müller zusammenzutreffen. Unser Wiedersehen war ein höchst trauriges. Wir vereinigten den Tag über unsere Bemühungen und hielten den Eifer der Leute aufrecht, indem wir mit Geld und guten Worten die Nachforschungen am oberen See

betrieben. Aber es fand sich keine Spur. Gerne wäre Müller länger geblieben, wenn nicht sein Urlaub zu Ende gewesen wäre und die Amtspflicht ihn heimgerufen hätte. Ohnehin konnte er ja weiter nicht helfen und seine Anwesenheit war durch nichts mehr geboten. Als er Abends mit Herrn Spindling auf dem Dampfer zurückkehrte, sah ich noch beim Scheiden sein blasses und verstörtes Gesicht. Selbst trostlos, dachte er an die Trost erwartenden Eltern und Schwestern der Verschwundenen, die seiner harrten.

Ich selbst konnte die Gegend nicht wieder verlassen, das Suchen nach ihr nicht aufgeben. So blieb ich denn und nahm im Gasthof zu Tutzing Quartier. Unermüdlich durchstrich ich noch den oberen See nach allen Richtungen und lief seine Ufer ab, als schon Jedermann das Suchen aufgegeben hatte und als ich selbst nur noch hoffen durfte, die Wellen würden mir die geliebte Leiche zuwerfen. Aber auch diese Erwartung war eine vergebliche geblieben, als die drei Tage, nach welchen der See seine Opfer wiedergeben soll, verstrichen waren.

Was ich dabei gefühlt, was ich damals durchempfunden, was ich gelitten: wie könnte ich es heute noch in seinem vollen Umfange schildern! Die erschütternde Katastrophe hatte mir einen Schmerz ohne Ende bereitet. Mein Gemüth ward bei der Erfolglosigkeit meiner Bemühungen verwirrt und fast bis zum Wahnsinne verdüstert. Mein Verstand wollte sich nicht in die Dinge finden, konnte sich nicht mehr fassen. Tag und Nacht verließ mich das edle, schöne Gesicht nicht, das ich in Wirklichkeit nicht mehr sehen sollte. Ich konnte nichts Anderes denken und empfinden, als sie und immer nur sie. Wo ich mich hinwandte, glaubte ich ihr begegnen zu müssen und fand sie doch nicht.

Hatte ich mir doch zugetraut, Ihre Gegenliebe erwecken, sie den Schmerz ihres jungen Lebens vergessen lassen zu können. Ich hatte geglaubt, sie hätte noch einsehen lernen, wie unwürdig der ihrer Liebe gewesen, der sie so schnöde aufgeben konnte. Ich versenkte mich dann mehr und mehr in den Schmerz, der mir geblieben, und ward ein finsterer ungeselliger

Träumer, der sein Leben allein noch in der Einsamkeit über dem Seespiegel verbrachte, nur Eins suchte und erstrebte und sich hundertmal in diesem Bemühen täuschen ließ, ohne es aufzugeben.

Als ich eines Abends nach Starnberg gekommen war, erfuhr ich beiläufig, daß sich die Familie Birkmann auf vieles Zureden endlich entschlossen habe, aller weiteren Hoffnungen baar, den verhängnißvollen See zu verlassen und die traurige Heimreise anzutreten. Absichtslos in die Bahnhalle tretend, fühlte ich mich plötzlich von den Armen eines jungen Mädchens heftig umschlungen, das an meinem Halse hängend, weinend rief:

„Wenn Sie meine Bertha finden, dann schreiben Sie es mir."

Und ehe ich die kleine Minna nur recht erkannt hatte, war sie schon in den Waggon zurück. Der Zug setzte sich in Bewegung, — ich sah nur noch trostlos verstörte Gesichter an den Fenstern, winkende Hände, und stand dann wieder allein in der Nacht.

Wenn ich sie finde! Ich wiederholte das Wort

mehrmals, als ich über den dunkeln See zurück fuhr. Ich allein suchte noch nach ihr, — mir, meinem Finderglück war die Todte jetzt anheim gegeben.

Wie aber sollte ich sie finden, wenn sie in der Tiefe ruhte!

Drittes Capitel.

Die Aufregung, welche durch den merkwürdigen Fall am See hervorgerufen wurde, war eine tiefe, ungemeine. Je unklarer so manches blieb, desto größer das Aufsehen. An und für sich schon hatte das geheimnißvolle, spurlose Verschwinden einer schönen jungen Fremden von dem friedlichen Dampfschiffe, so viel Unheimliches, Schauerliches, daß sich die seltsamsten Gerüchte und Vermuthungen daran knüpften. Alle Welt sprach bald von dem unerklärlichen Vorgange als von einem Räthsel, das noch seiner Lösung harrte. Nun waren einige Umstände hinzu gekommen, welche mit der Ungewißheit den Reiz des Abenteuerlichen noch steigerten.

Obgleich außer mir Niemand mehr geflissentlich nach der Verlorenen suchte, fragte man doch noch

wochenlang, ob nichts von ihr entdeckt sei. Wo war ihre Leiche? Die Frist, in welcher sie nach allgemeinem Dafürhalten vom Wasser ausgestoßen würde, war längst verstrichen. Der Strand wurde in der schönen Jahreszeit äußerst häufig begangen, der See von Fahrzeugen jeder Art und in allen Richtungen durchzogen, und dennoch war nicht das Mindeste aufgefunden oder gesehen worden, das mit einigem Rechte der Vermißten zugeschrieben werden konnte. Man vermochte das nicht zu begreifen und stand vor einem Ereignisse, das zwar die Einbildungskraft lebhaft beschäftigte, jedoch so viel dunkel ließ, daß gerade die Hauptsache ungewiß erschien, da mit der Leiche auch der untrügliche Beweis ihres Todes fehlte.

Als jedoch erst einiges Nähere über die Verhältnisse der betroffenen Familie in's Publikum gedrungen war und das Auffinden des Reifrockes unter dem offenen Kajütenfenster ruchbar wurde, wollte man nicht länger daran zweifeln, daß das schöne junge Mädchen in der Bedrängniß selbst den Tod in den Wellen gesucht habe. Aber wie bei Criminalprozessen

oft plötzlich ein kleiner Umstand auftaucht, der alle seitherigen Annahmen umwirft und dem ganzen Gang der Untersuchung eine andere Richtung gibt, vielleicht nur von der rechten Spur ableitet, manchmal aber auch dann noch ein unlösbares Räthsel übrig läßt, wenn sonst Alles klar erwiesen ist: so sollte es auch diesmal nicht daran fehlen.

Ich habe schon erzählt, wie sehr es auffiel, daß außer dem zurückgelassenen Reifrocke keine weitere Spur von der Verschwundenen zurückgeblieben sei. Nun fiel aber plötzlich ein unheimlicher Schimmer in die Dämmerung, von dem sich nicht bestimmen ließ, ob er irre leiten oder auf den Vorgang eine grelle Beleuchtung werfen sollte.

In der Nähe der Reismühle, draußen im Mühlthale, war nämlich am grasigen Ranft des Flüßchens ein feines Damentaschentuch, mit halbverwaschenen Blutflecken, aufgefunden und bei Gericht niedergelegt worden. Um jeden Zweifel zu beseitigen, wem dasselbe ursprünglich gehörte, zeigte die eine Ecke in feiner

Stickerei einen ganz ausgeschriebenen Namen. Und dieser lautete: Bertha Birkmann.

Man kann sich denken, welches Aufsehen das machte, mit welcher abenteuerlichen Gier das Gerücht sich der Sache bemächtigte und den Fall zurecht legte. Die fürchterlichsten Vorstellungen und Muthmaßungen schwirrten hin und her. Man wollte sich jetzt erinnern, daß schon unmittelbar nach dem verhängnißvollen Vorgang der Verdacht ausgesprochen worden sei, es könne ein Verbrechen Anderer vorliegen. Hatte sich doch ein Fremder damals auf dem Dampfschiffe in verdächtiger Weise unsichtbar zu machen gewußt. Damit wurde zusammengehalten, daß die Verschwundene außer anderm Schmucke eine werthvolle goldne Uhr, mit Kette, und eine volle Börse bei sich getragen habe.

So stand es im Publikum schon fest: Die junge Dame war das Opfer ruchloser Hände, im Salon überrumpelt und in den See versenkt worden.

Wie aber kam das blutbefleckte Tuch mit ihrem Namen in die Nähe der Reismühle? Sobald man sich diese Frage einmal vorgelegt hatte, gelangte man

rasch zu einer sehr ernüchternden Aufklärung. Wenn man nicht annehmen wollte, daß einer der Verbrecher dies Beweisstück für seine Unthat dort niedergelegt habe, ergab sich die Lösung auf sehr natürliche Weise: Die junge Dame war am Tage ihres Verschwindens auf einem Spaziergange durch das Mühlthal nach der Reismühle gekommen und hatte nach einem Anfall von Nasenbluten ihr Taschentuch an jener Stelle liegen lassen. Damit fiel für's Erste der ganze grausige Aufbau einer blutigen That, obgleich der wunderliche Zwischenfall auch ferner die Gemüther beschäftigte und in der Folge noch sehr eindringlich nachwirken sollte.

Mich selbst hatte dieser vielbesprochene Umstand wenig berührt; der ganze Zwischenfall war wirkungslos an mir vorübergegangen. Ganz nach dem See übergesiedelt, forschte und suchte ich noch immer in trübem Muthe dorten, wo sie, deren Bild in meinem Herzen fortlebte, ihr Grab in der schweigsamen Fluth gefunden: ich konnte ja nicht mehr daran zweifeln. Durfte ich doch wenigstens hoffen, die Wellen würden

mir noch die geliebte Leiche entgegentragen, die kein Anderer hinnehmen sollte, als ich. Im Tode wenigstens sollte sie mir ganz und allein gehören.

Aber der See war unbarmherzig und behielt seinen kostbaren Raub.

Einmal war ich einem alten Fährmann in den Nachen gestiegen und befahl ihm, über den seichten Grund nahe am Gestade durch Binsen und Schilf hin zu fahren. Der Alte that es und betrachtete mich lange mit schweigender Aufmerksamkeit, während ich über den Rand des Nachens gebeugt, unverwandt in das bis auf den Grund durchsichtige Wasser schaute. Erst da, wo der Seeboden sich jäh in die Tiefe absenkte und die Fluth durch alle Schattirungen des Grün in rascher Folge sich verdunkelte, um den schwarzen Abgrund zu verhüllen, erst da hielt der Fährmann nicht länger an sich und fragte, ob ich ein gelehrter Herr, ein Professor sei, der nach alten Pfahlköpfen im Wasser suche, wie es jetzt zur Mode geworden.

Ich schüttelte den Kopf.

Der Alte ließ sich nicht abschrecken und fragte

weiter, ob ich etwa nach den Pfahlbauern ausschaue, die jetzt unten ihr Wesen treiben sollen.

Ich verneinte, — die Pfahlbauern gingen mich nichts an.

So sei ich wohl der Maler, meinte er, der über der Geschichte mit dem fremden Fräulein tiefsinnig geworden sei und noch immer nach der Verlornen suche. Dabei schaute mich der Alte mit einem gar eigenthümlichen Blick von der Seite an. Als ich ihm keine Antwort gab, bedeutete er mir, daß ich vergebliche Arbeit thue, denn der See gebe seinen Raub nicht wieder her, sondern berge ihn in seinem Grund.

„Schauen's, Herr," fuhr der greise Fährmann gutmüthig fort, während er mit rüstigem Schwung der Ruder unsern Kahn über den Abgrund hinlenkte, welchen das feuchte Element ausfüllte, — „schauen's, die Todten bleiben alle im See beisammen auf einem Fleck, wo er am tiefsten ist, viele hundert Klafter tief. An gewissen Tagen kann man sie drunten stehen sehen, wenn die Sonne recht hoch hinein scheint in den See. Sind schon Viele drin zu Grund gegangen und Viele

haben sich hinein gestürzt, — da drüben der gelehrte ungarische Graf mit seiner Tochter und andere vornehme und gemeine Leute. Dem See ist Alles gleich, und die ganze Gesellschaft steht jetzt unten beisammen ohne Unterschied und wackelt mit den Köpfen."

Es kam mich bei dieser Mittheilung des Alten grauenhaft an, als ich in die dunkle Tiefe sah, aus welcher der Tang bis in die obere, sonnig durchglänzte Wasserschichte ragte und von der Fluth leise bewegt hin und herschwankte. Einen Augenblick lang glaubte ich wirklich die nickenden Köpfe der unheimlichen Gesellschaft unten zu sehen. Aber ich erkannte doch rasch genug die Täuschung wieder.

„Habt Ihr die Todten je gesehen?" fragte ich jetzt.

„Nein," antwortete der Alte, „möcht' es auch nicht. Sind also schon Viele im See zu Grund gegangen, in meinen jungen Jahren auch Einer, dem sein Dierndl die Treu hat gebrochen. Was geschieht? Das Dierndl will einmal über's Wasser, sieht hinein und schaut gerad' dem Todten in's Gesicht. Das hat sie so erschreckt, daß sie drauf auch in den See

gesprungen ist — da drüben herum, zwischen Tutzing und Ammerland. Ja, ja, wahr ist's," bestätigte der Mann aufseufzend und indem er mit dem Munde seine Hände netzte, welche die Ruder führten. „Rufen hat man schon manchmal gehört, wenn der See ein Menschenleben haben will, und einmal in diesem Sommer hab' ich gemeint, der Mensch soll aus meinem Schiff geholt werden."

„Wie war denn das?" fragte ich wieder.

„Nach Bernried war ich gefahren und wollt' wieder heim, als es im Gebüsch am nahen Gestade ruft und ruft und winkt."

„Wer rief und winkte denn?"

„Ein junger Stadtherr, der da mit seinem Bündel wartete. Ich hole ihn und fahr' weiter, — es geht ihm nur immer zu langsam. Dabei läßt er sein Gesicht nicht sehen und hat die Mütze über Stirn und Genick herabgezogen. Richtig war's nicht mit ihm, und es war mir bang, der möchte mir aus dem Schiff fallen, so beugte er sich übers Wasser. Wollt' ihn auch nicht fragen, was er in seinem Bündel habe.

Aber lassen muß ich's dem jungen Passagier, gut hat er mich für die Fahrt bezahlt. Nachts habe ich dann gehört, daß sich der See sein Menschenleben vom Dampfschiff geholt habe. Soll ja ein gar schönes, vornehmes Fräulein gewesen sein. — Steht jetzt auch im See bei den Andern!" schloß der Alte seinen Bericht, indem er nochmals an die bleiche Gesellschaft in der Tiefe erinnerte.

Die schauerliche Vorstellung hatte übrigens in jenem Augenblick nichts Abschreckendes mehr für mich.

„Und wo?" fragte ich. „Wo ist denn die Stelle?"

„Da drüben herum," antwortete er mit einem Kopfschwenken. „Da drüben herum. Man weiß nicht recht wo!"

Auf weiteres ließ sich der Alte nicht ein.

Oft genug kam mir aber seitdem die Anwandlung, jene Stelle aufzusuchen. Einsam ruderte ich dann hinaus in den See, von dem ich mich nicht trennen konnte, der ja all' mein Lieben, all' mein Denken und Fühlen in sich schloß. Tag und Nacht auf dem Wasser oder am Strande, noch immer forschend und suchend.

dann und wann auch wohl mit der Angel in der Hand, war ich den Bewohnern allmählig eine vertraute Erscheinung geworden. Man bedauerte den jungen Maler, der über dem Verlust des jungen Mädchens sein bischen Verstand eingebüßt zu haben schien, während ich unbekümmert um das Urtheil der Menschen draußen ruderte oder, über den Rand des Kahns gebeugt, stundenlang in die geheimnißvolle Tiefe mit ihrem wunderbaren Grün schaute. Dabei wollte mich die schauerliche Anwandlung nicht wieder verlassen, daß ich dennoch einmal die Stelle finden müsse, wo die Todten mit bleichen Gesichtern und glasichten Augen im Seegrunde beisammen stehen und in der stillbewegten Fluth der Tiefe hin und her schwanken.

Aber ich fand sie nicht — weder die geheime Stelle, noch sie, die ich dorten suchte — so oft ich auch für den Augenblick durch die Wellen in ihr blasses Antlitz zu schauen wähnte. Der See mochte mir die Todte vorenthalten, um mir das Bild der Lebendigen desto frischer und ungetrübter zu bewahren.

Sobald ich den ersten gräßlichen Schmerz über-

wunden hatte, sobald die dumpfe Verzweiflung, daß das junge reiche Leben in der kalten Fluth erstickt sein solle, sich allmählig zu lösen anfing und ich wieder nachdenkend mich in den Traum meiner Liebe versenken konnte, so kehrte auch die Selbstsucht derselben wieder, und ich sagte mir in klaren Momenten, daß der See mir die Geliebte rein und treu erhalte, während das Leben sie doch wohl in andere Arme geführt hätte. Dabei schwand aber auch mehr und mehr die düstere Vorstellung von der Todten im tiefen Grunde, so wie die unerquickliche Erinnerung an ihre irdischen Beziehungen und an die peinliche Veranlassung ihres Schrittes.

Ihre Erscheinung schälte sich los von den Nöthen und Beschränkungen, von den leidensvollen Beigaben des Erdenlebens. Nicht mehr als der leidenden Tochter des reichen Großhändlers, sondern nur noch als des holdseligen Wesens erinnerte ich mich ihrer, das mir zuerst im Waldthale und dann auf dem Schiffe erschienen war, — das verwirklichte Bild meiner schönsten Träume. Sie war mir jetzt oft nur noch

eines der zarten, zauberhaften Geschöpfe der Sage, welche die rauhe Wirklichkeit des Lebens nicht ertragen, sich nur einmal zeigen, um wieder in ihr Reich zurückzukehren und unsere Sehnsucht und Liebe dahin mitnehmen.

Nun lebte sie da unten in der grünen Fluth, lebte für mich allein. Die Zeit mußte ja kommen, wo sie mich endlich hinunter rief, wie es in jenem Liede hieß, das nur sie und ich kannte, und das ich jetzt oft genug über den sanft bewegten Wellen hinsummte.

Und hatte sie kurz vor ihrem Verschwinden nicht geäußert, die Anmuth des Sees könne eine Nixe verführen, ihren Wohnsitz da aufzuschlagen? Hatte sie dann am offenen Fenster der Kajüte, im Anblick des wallenden Sees, mich nicht gefragt, warum ich sie nicht gleich für eine Nixe halten wolle? Und die Reise, von der sie so geheimnißvoll gesprochen, hatte sie jetzt angetreten: es war die Rückkehr in das heimische Element, in die friedliche Welt da unten.

So hatte meine zerrüttete Phantasie glücklicher

Weise doch das Tröstliche, daß sie allmählig die Catastrophe ihres Schreckens entkleidete und meinen Empfindungen ein Gebilde schuf, an welches sich dieselben wenden und bei welchem sie sich, in allem Wirrsal, Beruhigung holen konnten. Bertha war für mich nicht mehr todt.

Wie oft glaubte ich sie jetzt in der Ferne auf schaumumsprühten Muschelkahn leise singend vorüber schweben zu sehen! Und wenn ich an den stillen Tagen des Spätsommers in die leise athmende Fluth hinein ruderte, um sehnsüchtig in die geheimnißvolle Tiefe zu blicken, war es mir, ich sähe ihr blasses Gesicht, in ihre lichtblauen Augen, und ihr goldenes Geflecht von der sanften Wallung des Sees bewegt. Und wenn ich nach ziellosem Angeln, im Kahne ausgestreckt, an das blaue Firmament und nach den zarten Wolkenflocken oben schaute, däuchte es mir immer: nun schwämme sie mit ihren feuchten Locken stille heran, lege die weiße Hand auf den Rand des Kahnes und hebe ihr schönes Haupt über denselben, um dem beglückten Träumer lächelnd in's Auge zu sehen.

Wachte ich darüber auf, so vernahm ich dann wohl noch ein kaum hörbares Plätschern, ein Gurgeln des Wassers, daß ich sehnsüchtig hinschaute, wo sie untergetaucht sein mochte. Oder ich hörte einen Fisch im Wasser schnalzen und meinte, nun tauche sie nochmals auf und zeige sich mir in ihrer wunderbaren Schönheit.

So war ich für mich selbst kein Unglücklicher mehr.

Einmal lag ich, vom Angeln ermüdet und gelangweilt, wieder ausgestreckt im Kahne, die Nachmittagsschwüle über mir und dem See. In sanfter Wallung flutheten die Wasser. Wieder ein leises Heranwehen, ein fast lautloses Anschlagen der Wellen, — wieder eine weiße Hand, dann ein wohlbekanntes blasses Angesicht mit gelben, feuchten Locken, — und ich schlug die Augen auf. Draußen plätscherte und gurgelte und schnalzte es im Wasser. Rasch im Kahne empor fahrend sah ich mich auf dem See um. Da begrüßte mich ein höhnisches Gelächter.

„Ha, ha, hi, hi! O je, der Nixenfischer! Na,

schauen's einmal her, sehen die Nixen auch so appetitlich aus, wie der da?"

Und ein kecker Bursche in städtischer Kleidung, mit röthlichem Haar und verschmitzter Miene, grins'te mich von dem nahen Landungssteg an, indem er einen fetten Fisch emporhielt, den er eben mit der Angel aus dem See gezogen hatte. Ein Korb, der daneben auf dem Borde stand, zeigte noch andere Beute dieser Art, während der junge Mensch noch immer lachend zu dem aufgeschreckten Träumer herüber sah. Es war ein widerliches Gewecktwerden zur Wirklichkeit des Lebens. Der Zuruf des Bürsch'chens deutete mir an, daß ich bereits unter einem bezeichnenden Namen nicht blos Freunden, sondern dem Publikum überhaupt bekannt war. Der Spötter war mir im Uebrigen völlig fremd.

Seinem Gesichte jedoch mußte ich schon einmal begegnet sein. Aber wann und wo? Ich dachte nach, so gut ich es für den Augenblick vermochte. War es nicht an dem unvergeßlichen, verhängnißvollen Tage? War er nicht mit auf dem Dampfboote gewesen? Es

mußte wohl so sein. Und war es nicht vielleicht dasselbe junge Herrchen, das mit dem alten Fischer an jenem Tage von Bernried weggefahren und sich so wunderlich benommen hatte? — Ich weiß nicht mehr, ob ich noch Zeit fand, weiter darüber nachzudenken und zu ferneren Muthmaßungen und Ideenverbindungen angeregt war. Genug, es überraschte mich zwar, nahm mich jedoch nicht Wunder, als plötzlich aus dem Ufergebüsch ein grüngekleideter Polizeisoldat auf den Landungssteg trat und mit strenger barscher Stimme fragte, was man da mache.

Erschreckt wandte sich der junge Mensch um, erblaßte und zitterte merklich, als er des barschen Dieners der Gerechtigkeit ansichtig wurde. Und doch war das Angeln am See damals noch Niemanden verboten. Warum jagte ihm der Anblick des Grüngekleideten, dessen handfeste Gestalt ihm den Rückzug nach dem Ufer abschnitt, nun diesen Schrecken ein? Die Blicke des Ueberrumpelten flogen lauernd, scheu und unstät umher, als wollten sie einen Ausweg zur Flucht erspähen. Aber er hätte in den See gemußt,

konnte vielleicht nicht schwimmen oder scheute den Sprung und mich selbst, da er meiner Miene abmerken mochte, daß ich eher geneigt war, mich seiner Flucht zu widersetzen, als dieselbe zu begünstigen. So machte er denn auch keinen Versuch zu entwischen, sondern sammelte rasch all' seinen Muth, oder seine Frechheit, und kehrte sich dann keck um.

Fische im See zu angeln, sagte er, sei Jedermann erlaubt und Niemand könne ihm das verwehren oder ihn von der Stelle weisen, da er hier Niemanden hindere und kein verbotenes Netz auswerfe.

„Wart', ich will Dich beangeln und benetzen!" sprach der grüne Engel der Gerechtigkeit, durch die steifen Borsten seines dicken Schnurrbarts. Während der junge Bursche noch nach Gründen und Worten suchte, welche sein Hiersein rechtfertigen sollten, zeigte der Gensd'arm eine unerbittliche Miene, bog mit ruhigem Ernst und vieler Würde den Zeigefinger seiner rechten Hand krumm und machte mit demselben eine hakenförmige Bewegung. Das war eine sehr dringende Einladung, zu ihm zu kommen,

welche der junge Mensch auch sichtlich verstand. Als er nun dennoch zögerte, derselben Folge zu geben, schritt der strenge Gönner alsbald weiter vor auf dem Stege, bis dahin, wo derselbe plötzlich über der Seetiefe endigte.

So in die Enge getrieben, schien das Bürsch'chen schließlich doch noch den Versuch wagen zu wollen, in's Wasser zu springen. Bevor er denselben jedoch auszuführen vermochte, war er auch schon gefaßt und wurde mit starker Faust weggezerrt.

„Arretirt! Mit — vor's Gericht! Vorwärts, marsch!" machte der Polizeisoldat und wußte seinem Wort noch besonderen Nachdruck durch Hand und Fuß zu geben.

Jetzt fing der hoffnungsvolle Jüngling an jammernd zu fragen, was er denn gethan habe, daß man ihn so mir nichts, dir nichts fortführe.

„Wird sich zeigen!" war die Antwort, und alles Klagen und Sträuben half den Festgenommenen nichts.

Unterdeß hatten sich Leute am Strande gesammelt und Worte wie: „Sie haben ihn . . . Mörder . . .

Reismühle — Taschentuch!“ umschwirrten mich, während der Gefangene die Farbe wechselte und bestürzt und schuldbewußt um sich blickte.

Als ich mich aber genauer nach dem Anlaß der Verhaftung erkundigte, erfuhr ich denselben nicht ohne heftige Erschütterung.

Es handelte sich um sie, die ich beweinte, deren Verschwinden mein Gemüth trübte, mein Denken verwirrte, so daß ich sie immer noch im See suchte, wo sie meiner Liebe als schöne, bleiche Nixe fortlebte.

Viertes Capitel.

Das Taschentuch der Verschwundenen hatte gerichtliche Nachforschungen hervorgerufen, die Untersuchung befand sich in ihrem vollen, wenn auch stillen Gang. Vor Allem war durch dieselbe erhärtet worden, daß die Familie Birkmann bei dem Spaziergange am Morgen des verhängnißvollen Tages bei weitem nicht bis in der Nähe der Reismühle vorgedrungen, sondern, nach einigem Verweilen in der Waldeinsamkeit und am rauschenden Wasser des Mühlthales, nach Petersbrunn zurückgekehrt war, um von da zur Eisenbahnstation hinan zu steigen. Das blutbefleckte Tuch war also nicht durch Bertha selbst an den Ort gekommen, wo es gefunden worden war.

Die Finderin war jene Mühlmagd gewesen, welche ich damals im Flusse bei der Reismühle ge-

troffen hatte, als mir durch die Erscheinung im Walde die Sage von Königin Bertha lebhaft in Erinnerung gebracht worden. Nach den Aussagen der Magd hatte sie am dämmernden Abend einen jungen Burschen gesehen, der nicht weit von der Mühle, seine Füße badend, hinter einem Busch am grasigen Gestade des Flusses saß. Sie dachte dabei, es sei derselbe, welcher schon Mittags die Mühle umschlichen hatte, als ein fremder Herr dorten nach einer jungen Dame und deren Gesellschaft gefragt. Bei beginnender Nacht war dann das Bürschchen über das Feld und vollends durch den Wald in der Richtung nach dem Dorfe und der Station von Gauting aufgebrochen. Als sie andern Tags zufällig wieder nach dem Orte kam, wo Abends zuvor der junge Mensch gesessen war, sah sie das blutbefleckte Taschentuch halb ausgewaschen im Grase des Flußrandes liegen und hob es der feinen Spitzen wegen auf, um es mit heim zu nehmen. Erst als die Kunde von dem im See verlornen fremden Fräulein und die Gerüchte, welche sich an den Vorfall hefteten, auch bis zur Reismühle

gedrungen waren, sprach sie von dem feinen Tüchlein mit ihrer Dienstherrschaft, welche denn auch alsbald die Ueberlieferung desselben an das Gericht veranlaßte.

So lautete die Auskunft, die mich in nicht geringe Bestürzung versetzte. Denn sie riß mich aus einem erträumten Leben und eingebildeten Verhältnissen, die der Befriedigung und des Glückes nicht entbehrten, und warf mich in die wirkliche Welt zurück mit all' ihrer Qual und Verwirrung. Sie zertrümmerte meine selbstgeschaffene Welt und deren Erscheinungen, die meinen Schmerz beruhigt, mein zerrüttetes Gemüth eingelullt hatten, und stellte mich wieder inmitten der Pein, der Ungewißheit und des Leides, das ich überwunden zu haben glaubte. Was ich gelebt und gelitten tauchte wieder aus der glücklichen Vergessenheit empor und marterte meine zerrissene Seele auf's Neue. Aber ich konnte mich auch deutlich wieder des festgehaltenen jungen Menschen erinnern, daß es derselbe war, der mich und Schmidt damals im Walde geäfft und von welchem Letzterer

geäußert hatte, er werde noch am Galgen baumeln. Ob er auch auf dem Dampfer mitgewesen, entsann ich mich nicht mehr. Aber ich konnte es als wahrscheinlich annehmen, wenn ich der Erzählung des alten Fährmanns von dem Bürsch'chen gedachte, das er an jenem Tage von Bernried heruntergerudert hatte.

So sehr sich mein ganzes Empfinden, alle meine Nerven dagegen sträubten, begann sich mir doch selbst die entsetzliche Wahrscheinlichkeit vom gewaltsamen Tode Bertha's aufzudrängen. Müllers Verdacht war also doch begründet gewesen, — er hatte Recht behalten! Ich durfte nicht länger daran zweifeln, wenn mich auch schon der bloße Gedanke empörte und mein Innerstes zerriß.

Das Benehmen des Verdächtigen während der Voruntersuchung war eben auch nicht geeignet, die gegen ihn lastenden Beweise zu entkräften. Als er den verschiedenen Zeugen gegenübergestellt wurde, läugnete, schrie und heulte er, seine Unschuld betheuernd, befand sich aber dessenungeachtet in einem Zustande schuldbewußter Verwirrung. Dafür zeugten schon

seine unstet und unsicher umhergleitenden Blicke, als die Mühlmagd ihn bestimmt als denjenigen erkennen wollte, der am verhängnißvollen Tage die Mühle umschlichen und Abends am Bache gesessen habe. Mein alter Fährmann glaubte auch, so oder ähnlich habe sein Passagier ausgesehen; ob er so sommersprossig gewesen, habe er nicht bemerken können, da der junge Herr die Mütze tief in's Gesicht gezogen hatte und dieses beständig abkehrte. Andere wollten an jenem Abend auf dem Wege vom See her in's Mühlthal einen jungen Menschen gesehen haben, der dem Gefangenen ähnlich und bemüht gewesen, sich den Blicken der Begegnenden zu entziehen. Der Stationsbeamte von Gauting glaubte sich entsinnen zu können, daß eines Abends spät allerdings ein junger Bursche seine Karte gelöst habe und in den Nachtzug eingestiegen sei, dabei sich der hellen Beleuchtung fern zu halten suchte, was ihm aufgefallen; ob es aber derselbe junge Mensch und ob es an dem verhängnißvollen Abend vorgekommen sei, getraue er sich nicht zu behaupten. Auch das Personal auf dem Dampfschiffe

wollte sich der Persönlichkeit erinnern, und der Billeteur meinte, unter den Aussteigenden jenes Tages einen Menschen bemerkt zu haben, der diesem geglichen und sich auffallend ängstlich auf die Landungsbrücke gedrängt habe. Ueberhaupt stimmten darin die meisten Aussagen überein, daß ihnen einmal ein Bursche begegnet sei, der sich fürchtete erkannt zu werden, ob es aber an dem betreffenden Tage und derselbe gewesen, welcher ihnen gegenüber stand, vermochten sie nicht mit Bestimmtheit zu sagen. Er konnte es sein, konnte es aber auch nicht sein, — das war das Ergebniß fast aller Aussagen.

Was nun die Vergangenheit des Verdächtigen betraf, so zeigte sie allerdings nicht das Bild einer besonders hoffnungsvollen, vielversprechenden Jugend, wenn der ironische Sinn ausgeschlossen blieb. Er galt als arbeitscheu, war schon von der Volksschule her als Faulenzer und muthwilliger Streiche wegen bekannt und hatte seitdem nirgends lange ausgehalten. Als ächter Tagedieb, trieb er sich am liebsten streunerisch umher und war dabei schon auf kleinen Wild-

diebereien und Fischdiebstählen betroffen worden, bis er, gewitzigt, sich nicht leicht wieder auf verbotenen Wegen ertappen ließ. In der Vorstadt, wo seine Eltern wohnten, kannte man ihn zwar als anstellig, zuweilen gutmüthig und gefällig, im Ganzen jedoch als Thunichtgut und ungerathenes Früchtchen, woher auch sein Spitzname rührte.

So war er die Sorge eines redlichen Vaters, dessen Beruf ihn von je an der nöthigen Aufsicht gehindert, so daß er mit Kummer seinen Sprößling zu einem Taugenichts heran wachsen sah, der noch ein böses Ende nehmen mußte.

Früh genug schien sich solche trübe Voraussicht bestätigen zu wollen, als das „Früchtl" unter dem Verdacht der Theilnahme an einem schrecklichen Verbrechen eingezogen wurde. Zwar schwor er jetzt und betheuerte unter Thränen seine Unschuld, beharrte auch darauf, nicht auf dem Dampfschiffe gewesen zu sein und von Allem nichts, geschweige denn von Mitschuldigen zu wissen. Er mußte aber zugeben, daß er selbigen Tages den Forst gegen den See hin durch-

streift habe. Wenn er zu seinem Unglück dabei gesehen worden, so sei er doch, wie er vorgab, nicht weiter als bis zur Reismühle und in's Mühlthal vorgedrungen und habe schon Nachmittags wieder zu Fuß den Rückweg nach der Heimath eingeschlagen. Sein verdächtiges Umherschwärmen in der Gegend der Reismühle war also nunmehr durch ihn selbst festgestellt, freilich nur unter Vorbehalt. Auf die Frage, was er denn im Walde und bei der Mühle gesucht habe, fing er an in seinen Antworten zu stocken, die ihm seither von den Lippen geflossen waren. Dabei ward er im Gesichte auffallend roth, stotterte, gerieth in arge Verwirrung und verwickelte sich mit den wenigen abgebrochenen Sätzen, die er herausbrachte, in offenbare Widersprüche, auf welche man ihn auch alsbald aufmerksam machte. Als er endlich zugestand, er habe Vogelnester ausgeleert und Schlingen gelegt, fand man darin nur eine Ausflucht, mit welcher seine Verlegenheit nicht erklärt, die steigende Verwirrung des jungen Tagediebs nicht gerechtfertigt erschien.

Man drang also weiter in ihn und ließ ihn denn auch nicht wieder zur Ruhe kommen, um ihn zu einem Geständniß zu bewegen. Wohl mußte er einsehen, wie sehr er den Verdacht, welcher auf ihm lastete, durch sein auffallendes Benehmen verstärkt hatte. Und so legte er denn ein Bekenntniß ab, das ihm ebenso schwer fallen mochte, als es den untersuchenden Richter überraschte, und das ihm denn auch nur stückweise und in flüsterndem Tone entfloß.

Er gestand nämlich, daß er sich beim Vorüberkommen an der Reismühle in die dicke Mühlmagd verguckt habe, deren ländlicher Reiz ihn immer wieder in die Nähe der Mühle gelockt, um aus der Verborgenheit ihren Anblick genießen zu können.

So verlogen der Taugenichts auch sonst sein mochte, trug diese Aussage doch das Merkmal der Wirklichkeit, den Stempel der Wahrheit an sich. Zeigte er doch aufrichtigen Kummer, als die geliebte Dicke, ungerührt, ihn nochmals bestimmt als den erkennen wollte, der Abends in der Dämmerung am Fluß seine Füße gebadet und das blutbefleckte Tüchlein liegen

gelassen habe Fast erschien er jetzt bedauernswerth. Liebesnetze hatten ihn verstrickt, so sehr, daß er den Strick gleichsam schon am Halse fühlen mußte, um sich zu einem Geständnisse zu bequemen, welches ihm schon seiner Lächerlichkeit wegen große Ueberwindung kostete. Und nun sah „Frücht'l“ seine zarte Neigung von dem Gegenstande derselben noch so schnöde gelohnt.

Weiteres von Belang war von nun an nicht mehr aus ihm heraus zu bringen. Man war aber geneigt, die Aeußerung eines wahren Gefühls und ein Bekenntniß, das ihm sicherlich nicht minder schwer, als das Eingeständniß eines Verbrechens fallen mochte, zu seinen Gunsten auszulegen. Dazu kamen jetzt verschiedene entlastende Punkte. Eine Haussuchung bei seinen gebeugten Eltern hatte nichts ergeben, das den Verdacht bestärken konnte. Das Zeugniß eines geachteten Nachbars, welcher dem jungen Thunichtgut manchen kleinen Verdienst zugewandt hatte, um ihn an ein ordentliches Leben zu gewöhnen, war aber besonders geeignet, den Verdacht abzuschwächen. Der Mann beschwor nämlich, daß er in der Dämmerung des ver-

hängnißvollen Abends, dem heimkehrenden „Früchtl" unter einem Thore der Hauptstadt begegnet sei. Darauf aufmerksam gemacht, wie er den Tag dieser Begegnung nach längerer Zeit noch so genau und sicher bestimmen könne, erklärte der Redliche, daß er auf einem Gang nach seinem gewohnten Bierhaus begriffen gewesen, wohin noch spät in der Nacht die Kunde von dem Unglück durch einen Einkehrenden gebracht wurde, der eben mit dem letzten Zuge vom See gekommen war. Endlich bezeugte auch Maler Schmidt, daß er das „Früchtl" wohl im Walde bei der Reismühle, jedoch nicht auch auf dem Dampfschiffe gesehen habe.

Das Alles erschütterte zwar den Verdacht, unter welchem der junge Tagedieb litt, vermochte denselben aber nicht völlig zu verscheuchen. Allerdings konnte eine Verwechslung vorliegen. Man erinnerte sich des Fremden, der zu Ambach unbemerkt das Dampfboot verlassen, während sein Mitschuldiger sich wahrscheinlich schon früher zu Seeshaupt oder Bernried aus

dem Staube gemacht hatte. Aber mit bloßen Vermuthungen kam man nicht weiter.

Da gelangten Berichte an das Amt, welche den traurigen Fall wieder in ein wesentlich anderes, wenn auch nicht neues Licht stellten. Zugleich erhielt ich einen Brief von Müller, der mir den Inhalt jener Berichte ziemlich ausführlich mittheilte, indem er zuvor den entsetzlichen Jammer der Familie Birkmann schilderte, welche ganz aufgelöst in Schmerz und von den quälendsten Selbstvorwürfen gemartert dahinlebe. Denn es sei leider kein Zweifel mehr darüber gestattet, wie und warum die unglückliche Bertha ihren Tod gefunden habe.

Vor einigen Tagen — so schrieb Müller — sei nämlich an die jüngste Schwester, ein Brief gelangt, dessen Anblick in der Familie eine unbeschreibliche Aufregung hervorbrachte. Denn die Aufschrift war von einer nur zu wohlbekannten Hand, von der Hand derjenigen, die man beweinte. Es war die Schrift Berthas. Man gab sich im ersten freudigen Schrecken den kühnsten Hoffnungen hin.

Aber schon das Aeußere des Briefes zeigte, daß er die mannichfachsten Umwege gemacht hatte, bis er an seine Adresse gelangte. Das Couvert trug verschiedene Stempel und, als frühesten, den Poststempel von Starnberg mit dem Datum des verhängnißvollen Tages. Also war der Brief Nachmittags, vor dem Besteigen des Dampfschiffes, von Bertha heimlich in den Schalter geschoben worden und in den Gasthof adressirt, welchen die Familie während ihres Aufenthaltes in der Hauptstadt bewohnte, wohin sie aber nach der erschütternden Katastrophe am See nur im Fluge zurück gekehrt war, um sofort heimzureisen. In der Verwirrung war der Brief nicht abgegeben worden, welcher nur bestätigte, daß die Unlückliche freiwilligen Tod in den Wellen gesucht habe. Denn er lautete folgendermaßen:

„Meine liebe Minna! Innigst geliebtes Schwesterchen! Nimm diese Zeilen freundlich auf als Andenken an Deine Bertha. Zürne Du mir nicht. Ich habe einen schweren Kampf gekämpft, ich habe gebetet und gebebt und

blutige Thränen geweint, die Euch unsichtbar blieben. Der Schritt, welchen zu thun ich im Begriffe stehe und der auch Dir viel Leid bereiten wird, fiel mir härter, als ich Dir sagen kann. Aber man ließ mir keine andere Wahl. Tröste Vater und Mutter und Schwester und Schwager, wenn sie Trostes bedürfen. Dank für Deine Liebe — und Deine Verzeihung, welche Du nicht versagen wirst Deiner unglücklichen Bertha. — Lebe wohl, lebe wohl mein Schwesterchen! Tausend mal küßt Dich im Geiste Deine scheidende Bertha!"

Müllers Schreiben verweilte nun bei dem Jammer, der durch den Brief Berthas auf's Neue in der trostlosen Familie hervorgerufen wurde, schloß aber dann mit der Versicherung, daß es ihm zwar auch heute noch schwer falle, nach der ganzen Charakteranlage Berthas, an ein solches Ende zu glauben; allein die feststehende Thatsache lasse jeden ferneren Zweifel als thöricht erscheinen, müsse jeden falschen Verdacht beseitigen und allen anderweitigen Muth-

maßungen Einhalt thun. Jener Fremde, der plötzlich unsichtbar geworden war, sei gewiß ein sehr harmloser Tourist gewesen, und was die Geschichte mit dem blutbefleckten Taschentuch betreffe, so liege die Wahrscheinlichkeit nahe, daß Jemand das verlorne Tüchlein im Mühlthal aufgehoben und an dem Orte wieder liegen gelassen habe, wo es dann gefunden worden sei.

Ob damit dieser Zwischenfall hinreichend erklärt war? Immerhin schwächten sich die Inzichten für die Schuld des Verhafteten; neue Verdachtsgründe ergaben sich nicht und die Beweise für seine frühe Heimkehr aus dem Walde bei der Reismühle mehrten sich. So entschloß man sich, ihn einstweilen aus der Haft zu entlassen, ließ ihn aber fortwährend scharf beobachten. Ganz gereinigt von allem Verdachte war „Früchtl" noch nicht, und erst der Zukunft blieb die Entscheidung vorbehalten, erst die Zeit sollte seine Schuld oder Nichtschuld offenbaren.

Das blutbefleckte Taschentuch der Unglücklichen und wie es in die Nähe der Reismühle gekommen,

blieb für's Erste noch ein ungelöstes Räthsel, ein unerklärtes Moment, wie es denn in dem Falle auch sonst noch an dunkeln Punkten nicht fehlte. Das Eine war aber durch den Brief der Beweinten klar dargethan, — auch dann, wenn man der Umstände und Veranlassungen nicht weiter gedenken wollte: sie hatte ihren Schritt vorausgesehen und war schon vor dem Antritt der Seefahrt entschlossen, denselben auszuführen. Alle übrigen Erklärungen und Vermuthungen halfen nicht mehr: Sie ruhte im See.

Sie ruhte im See, die ich schon vom ersten Anblicke an liebte. Das allein war das schließliche Ergebniß nach all' den peinlichen Zwischenfällen, die an meinen überspannten Nerven zerrten und mein Empfinden marterten, — nach all' den verschiedenen widerlichen Eindrücken, die mein Herz zerschnitten und mein Gemüth zerrissen. Die Wirkungen in meiner innern Welt waren verheerende. Ganz nach dem See übergesiedelt, irrte ich ruhelos auf dem Wasser und am Strande umher, bei jedem Wetter und zu jeder Stunde, in aufreibendem Müßiggang oder doch

nur mit solchen Beschäftigungen, welche, wie die Handhabung der Angelruthe, das Faullenzen nur bemäntelten. Und Bertha lag in der Tiefe des Sees — eine Leiche bei den übrigen Leichen.

Nur schwer konnte ich wieder zu der freundlichen Anschauung gelangen, als habe ich nur eine Mythe, eine Sage erlebt; sie sei nicht todt, sondern von Anfang an eine Nixe gewesen, die nun in das feuchte, heimische Element zurückgekehrt sei. Wohl erinnerte ich mich wieder der Vorgänge und Aeußerungen, welche mir das schöne Wesen in dem magischen Lichte zeigten. Auch sah ich beim Angeln oft genug um mich her, ob sie nicht in der ruhigen Fluth mit ihren goldgelben Haaren daher schwämme, — lauschte, ob ich nicht ihre Stimme höre in den flüsternden Wellen, und floh in düsterer Schwermuth vor den Menschen, welche diese besänftigenden Vorstellungen immer wieder störten, hinaus auf den vertrauten See. Aber auch da drängten sich jetzt immer unheimlichere Bilder dazwischen — von den in der Tiefe stehenden Ertrunkenen und ihren wackelnden Köpfen, so daß ich

noch froh war, zu denken: die Geliebte habe sich, müde der Oberwelt, in das Reich der Pfahlbauern geflüchtet.

Mit solchen Grübeleien wollte ich wieder hinausfahren bei nassem, windigen Wetter. Es regnete, regnete wie heute, nur war es kälter, unfreundlicher. In meinem Kahne stand schon das Wasser, als ich ihn bestieg, und der See trieb höhere Wellen, besonders im Karpfenwinkel, aus welchem sie spritzend und schäumend herausstürzten, als die übrige Fläche sich erst zu kräuseln begann.

„He da, wohin?“ fragte Jemand vom nahen Ufer, und als ich mich umschaute, war es mein Bekannter, der Maler Schmidt, der mit einem mir fremden Manne dorten stand. „Bei diesem Wetter können Sie doch nicht hinaus. Kommen Sie zurück und sagen Sie mir, ob die Bilder schon fertig, zu denen wir damals den Plan gemacht haben.“

Meine Antwort war eine verneinende Geberde, die zugleich auch seine Einmischung ablehnte. Ich konnte dabei sehen, wie der Andere sich zu ihm neigte und Schmidt mit dem Zeigefinger an die Stirne tippte,

als wolle er andeuten, daß es dorten mit mir nicht richtig sei. Auch hörte ich das Wort „toll" und „Nixenfischer", worauf mich der Fremde mit bedenklicher Theilnahme und spöttischem Bedauern betrachtete, während ich den Kahn in den unruhig bewegten See hinaus trieb. Die Beiden unterhielten sich wohl noch länger über die Verrücktheit des Nixenfischers, ohne daß ich mich noch einmal nach ihnen umsah. Mein Schifflein schwankte dahin, sank und hob sich von Welle zu Welle. Ich befand mich wohl in dem aufgeregten Elemente.

Draußen im stärkern Anprall der Wogen brauste ringsum der hohle See und verhüllten sich die Ufer hinter den Regenschleiern. Da umspritzte mich die aufgewühlte Fluth, durchnäßte mich der kalte Regen, daß meine langen traufenden Haare schwer auf den Rock niederhingen. Ich achtete dessen nicht, ruderte mit aller Anstrengung weiter und wußte doch nicht, was ich draußen wollte. Die Wasser rollten über den Abgrund hin, der schwarz unter mir gähnte, — der wüthende See langte mit feuchten Armen über

den Rand des Kahnes, als verlange er nach mir. Mochte er mich zu seinen Todten stellen, die unten wohl im tollen Kreisel auf und nieder hüpfend, umher taumelten, daß ich ihre Schädel auftauchen zu sehen glaubte. So fände ich Platz an ihrer Seite, die ich vergeblich gesucht, nach der ich voll Sehnsucht gerufen, ohne Antwort. Meine Wünsche hatte sie nicht erhört; sie war weder heraufgekommen, noch hatte sie mich hinunter geholt. Nun aber konnte ich verschwinden, wie sie, oder man fand am andern Morgen den Nixenfischer mit ausgebreiteten Haaren im See stehen, wie jenen Maler in der Saale.

Unterdessen hatte der heftige und für mich unüberwindliche Anprall des starken Wogenschwalls meinen Kahn wieder mehr und mehr gegen das westliche Gestade hingetrieben, in das Bereich des Schilfs, das dort aus der Untiefe emporstrebend unterm Schlag meiner Ruder brach. Als ich dieselben etwas ermüdet einzog, war es mir, als höre ich, durch den lärmenden Anschlag des Wassers am Ufer, ein Stöhnen und Seufzen in der Nähe, wie Menschenlaut

aus der Tiefe, wie eine Klage aus der versunkenen Welt der Pfahlbauer. Ich schaute mich um, ich horchte. Es war der Wind, der durch das Röhricht strich. Die langen Kiele desselben schwankten vom Wasser unruhig umspült, die Blätter oben wehten fahnenartig am Ende des Rohrschafts.

Aber dort, zwischen dem dichter stehenden Schilfe wiegte sich etwas auf dem Wasser, bald sinkend, bald von den im Rohr verlaufenden Wellen gehoben, jedoch stets auf demselben Fleck. Ich ruderte näher, mit einiger Mühe und einigem Schauder. Schienen sich doch die Bilder meiner grauenhaft schaffenden Phantasie verwirklicht zu haben. Es war, als ob da Jemand im Wasser stehe, so, daß nur der schaukelnde Strohhut auf der Oberfläche sichtbar werde. Derselbe ward immer wieder zwischen dem engestehenden Rohr in die Höhe gelüpft, als versuche Jemand aus der Wassertiefe an die Luft empor zu kommen, ohne daß es ihm gelinge.

Ich brach vollends durch das Röhricht, — und heiß und kalt ging es durch alle meine Glieder. Es

war ein feiner Sommerhut, ein Damenhut. O Gott, ich erkannte ihn trotz seiner verdorbenen Form, — es war der Hut, den Bertha auf dem Schiffe getragen hatte.

Wie im Wahnwitz griff ich zu, sobald ich hinlangen konnte — zog empor und hatte den Strohhut in der Hand. Aber auch nur den Hut, dessen lichtblauer verwaschener Schleier sich um ein starkes Rohr geschlungen hatte. Ich sah in's Wasser, das trotz seiner Bewegung durchsichtig bis fast zum Grunde war. Die Stelle war leer.

Außer dem Schilfe befand sich ringsum kein Gegenstand im Wasser. Bei hellerem Wetter wären vielleicht die Pfahlköpfe im Boden sichtbar gewesen, welche den Gelehrten unserer Tage Zeugnisse für eine untergegangene Welt ablegen. Aber das war jetzt kein Gegenstand der Erwägung für mich, als ich in einer Gemüthsaufregung, die ich nicht zu schildern vermag, bald den Hut in meiner Hand betrachtete, bald in die feuchte Tiefe sah, umsonst da spähend und forschend.

Ob der leichte Sommerhut, von manchen Sturzwassern überschäumt, mälig hierher geschwommen und sich im Röhricht gefangen hatte, oder ob er von Anfang an hier festgehalten worden; ob er sich in der sturmbewegten Tiefe des Sees vom Haupte gelöst hatte, herauf gestoßen und hierher geschwemmt war, oder ob die, welche ihn getragen, noch unsichtbar in der Nähe ruhte: wie hätte ich Fassung gehabt, das im Augenblick zu erwägen!

In meinem Gehirne wirbelten die Gedanken und Vorstellungen. Die Tiefe lockte mich, — über den Rand des Kahnes gebeugt wandelte es mich an, wie jenes Mädchen, das den todten Geliebten unten gesehen, — es begann mir vor den Augen zu dunkeln, und mir däuchte, es umgaukelten mich schon die bleichen Gesichter der Tiefe . . . . . .

Wer rief da?

Ich hatte meinen Namen gehört. Im ersten Augenblick wähnte ich, der Ruf komme aus dem Wasser.

Es rief nochmals, ein Laut, wie aus ferner,

ferner Zeit, aus den goldenen Tagen der ersten Jugend. Trotz meiner furchtbaren Erregung fand die Stimme den Weg zu meinem Herzen.

Aufblickend sah ich zwischen dem nassen, tropfenden Gebüsch des Ufers eine weibliche Gestalt. Sie hatte ein weißes Tuch in der Hand, streckte die Arme nach mir aus und winkte, und winkte.

„Benno! Benno! Mein Kind! Mein Sohn!"

Ich sank vom Rand des Kahns zurück. Es war meine Mutter.

Es war meine arme, alte Mutter, die aus der Heimath gekommen, den Sohn selbst aufzusuchen, der nicht mehr geschrieben. Sie hatte in der Hauptstadt traurigen Bericht erhalten und in ihrer Herzensangst ohne Aufenthalt den Weg nach dem See genommen. Hier führte sie der glückliche Zufall meinem Bekannten, dem Maler Schmidt zu, der sie sogleich hieher führte, nachdem er mich vorher vom Strande aus noch immer beobachtet hatte.

Und bald lag ich ihr in den Armen.

Mit straffem, traufendem Haar und bleichen, ver-

störten Zügen, innerlich zerrüttet und zerrissen, selbst der Mutter gegenüber nicht mit vollem warmem Antheil, all' mein Fühlen und Denken nur einer Sache zugewendet, hielt ich ihr meinen Fund hin, den ich nicht aus der Hand gelassen hatte.

„Mutter, sieh' da, ihr Hut!"

Mit fragendem Staunen sah sie mich und das formlose Ding in meiner Hand an.

„Bertha's Hut," fügte ich hinzu.

„Er ist wirklich ganz aus dem Häuschen!" fing jetzt Schmidt an, während meine Mutter mit Aufklärung heischenden, angstvollen Augen umherschaute. „Sie hat's ihm noch im Tode angethau, sehen Sie. Und ich habe ihn so sehr gewarnt!"

Wieder schloß mich die Mutter mit einem Blicke voll Entsetzens an die gequälte Brust.

„O, mein Sohn! Mein Benno! So muß ich Dich wiederfinden!" wiederholte sie mit Weinen, Seufzen und Klagen, ohne Trost. —

Sie ließ mich nicht wieder los.

Der Fund wurde mir abgelockt und dem Gerichte

übergeben, das noch selbigen Tags das ganze Röhricht nochmals absuchen lassen wollte. Ich selbst wurde mit in die Heimath genommen, wo ich krank anlangte.

Als ich nach heftigem Nervenfieber langsam wieder genas, lagen meine Erlebnisse am See wie ein dunkler schwerer Traum hinter mir. —

Fünftes Capitel.

Jahre waren vergangen und Manches erlebt, was Vergangenes in den Hintergrund zu drängen geeignet war. Die antike Herrlichkeit Roms und die unsterblichen Kunstgebilde Raffael's und Buonarotti's waren an mir vorüber gegangen, die Naturpracht Neapel's und der Himmel Sicilien's vorübergezogen. Ich hatte auf meinen Reisen Zerstreuung und Theilnahme für das Erschaute gefunden, Manches erfahren und gesehen, was mich überraschte und fesselte. Das Leben in fremden Landen hatte sich mir erschlossen, eine neue Welt, und — im Anschauen der großen Meisterwerke — die Kunst in ungeahnter Weise.

Ich war körperlich genesen, mein Gemüth ziemlich beruhigt. War mir bis dahin die Erinnerung an jene Vorgänge nur noch gleichsam ein wunderlicher

Traum gewesen, der manchmal mit lebhaften Farben in grelles Licht trat, um dann wieder hinter dämmernden Schleiern zu verschwinden, so faßte mein Gedächtniß allmählig die Erfahrungen und Erlebnisse jener Tage ordnend in eine Perlenschnur wehmüthigen Gedankens. Was die Zeit gemildert und in den Duft der Ferne gerückt, konnte mein Geist wieder mit ruhigerer Erwägung in sich aufnehmen. Die nachwirkenden Schwingungen jener heftigen Erschütterung sänftigten sich dann zur stillen Rührung. Bald zeigte der Anblick das Vergangene in dem Lichte, wo es zur künstlerischen Verwerthung reif wird und zum bildlichen Ausdruck gelangen darf. Und in dem Schmerze, der mich doch noch manchmal erfaßte, war der Genius der Kunst ein Arzt meiner Seele.

Ich hatte über der classischen Schönheit des tyrrhenischen Meer's nicht den nordischen Zauber unserer Alpenseen vergessen und in Rom mit Liebe eine in's Wasser zurückkehrende, weinende Nixe gemalt: mein erstes fertiges Bild. Der Versuch gefiel, wie ich wohl sagen darf, und erregte Aufmerksamkeit in

der Künstlergemeine. Man rühmte den naturwahren Ausdruck, die Stimmung und die Behandlung des Wassers. Mir selbst war klar geworden, wo meine Kraft lag. Ich entdeckte, daß jene Tage nicht ganz verloren, mein Verweilen auf dem See und mein Umherschweifen auf dem Wasser nicht völlig nutzlos gewesen. Meinem Auge hatte sich, während es schauend auf und in der Fluth ruhte, deren Wesen eingeprägt. Unbewußt hatte ich dem See nach einer Richtung sein Geheimniß abgelauscht. Freilich durfte ich mir nicht verhehlen, daß der Pinsel einem Empfinden noch nicht nachkam. Aber der Mangel an Technik ließ sich ersetzen, nachdem ich einmal mit Genugthuung das Feld gewonnen hatte, wo ich nicht ohne Erfolg thätig sein konnte.

In Paris, wohin ich mich von Rom aus wandte, ward ich etwas tiefer in das Handwerk der Malerei eingeführt. Entgegen der üblichen allegorischen Auffassung mythischer und sagenhafter Stoffe, malte ich daselbst eine Bertha, von König Pipin im Waldflüßchen überrascht. Das Bild ward beifällig aufgenom-

men und machte auf der großen Ausstellung einiges Aufsehen — wegen glücklicher realistischer Ausführung eines hochromantischen Stoffes, wie die Critiker sagten. Als ich mich dann nach den niederländischen Kunststädten wandte, brachte ich schon einigen Ruf mit dahin. Unter Genossen und Freunden der Kunst war mein Name kein unbekannter mehr. Ich hatte meinen höchsten Genuß im Schaffen, meine größte Befriedigung im Vollenden gefunden. Aber nicht eher als bis ich mich in die niederländischen Meister versenkt und besonders das große coloristische Genie Rembrandt's zu ergründen versucht hatte, vollendete ich weitere Bilder, darunter einen Hagen vor den Schwanjungfrauen der Donau. So hielt ich mich zwar in den Motiven dem niederländischen Geschmack fern, wandte aber die Technik der Schule an meinen Gebilden an, ob mit glücklicher harmonischer Verschmelzung, laß ich dahin gestellt sein. Ich hatte wenigstens die Genugthuung, daß auch solche, welche meinen Stoffen gegenüber kalt blieben, doch die Malerei lobten und von zauberhaften Farbentönen sprachen.

Jetzt zog mich das heitere Düsseldorf an, wo eine Schwester von mir verheirathet war, meine beglückte Mutter oft einkehrte und ein reges Kunstleben waltete. Man nahm mich freundlich auf, und als nur einmal eine neue Loreley von mir ausgestellt war — und eine Agnese, die aus dem Meere an den blühenden heimischen Strand tritt — so fehlte es nicht an Anerkennung. Ebenso wenig mangelte die Anregung für weiteres Schaffen, wobei ich nur hoffen kann, daß mich mein Gestaltungsvermögen vor der Gefahr der Einförmigkeit, meine Erfahrungen und Studien vor Gefühlsschwelgerei und Farblosigkeit bewahrten. Ich will nicht mein Lobredner sein, — weiß ich doch, wo es mangelt und fehlt; nur darthun will ich, daß ich ein Anderer geworden war. Ich hatte mir redlich Mühe gegeben, und gebe sie mir noch, — das ist Alles.

Die schlimmste Zeit meines Lebens war überwunden, die heftigen Erschütterungen hatten mich aufgerüttelt aus dem zwecklosen Hindämmern. Ich war ein ernster Mann geworden und zur Nüchternheit des

wirklichen Lebens erwacht. Ich fing an, die Poesie nicht mehr für den täglichen Gebrauch zu bedürfen, sondern für die einsamen Stunden des schaffenden Genius. Doch blieb eine gewisse menschenscheue Schwermuth an meinem Wesen haften, die jedoch freundlicher Aufnahme nicht im Wege stand.

In den Künstlerkreisen wohl gelitten, ward ich durch Schwester und Mutter auch in Familien der Geschäfts- und Beamtenwelt eingeführt. Unter andern bei einer wohlhabenden Wittwe, die eine sehr scharfe Nase und zwei erwachsene Töchter hatte, von welchen die ältere, nach der unmaßgeblichen Meinung meiner Mutter und Schwester, sich nach Jahren, Vermögen und sonstigen empfehlenswerthen Dingen trefflich zu meiner Gattin geeignet hätte. Sie hatte eine gute Bildung genossen, sprach drei Sprachen, konnte Bäume und Häuser zeichnen, musiciren, singen wie ein Kanarienvogel, war sehr haushälterisch, mit den Geheimnissen der Küche vertraut, besonders in der Zubereitung trefflicher Saucen stark, und fertigte sich alle ihre Kleider selbst. Das Zusammenfinden so vieler weib-

licher Vollkommenheiten wurde mir von Mutter und Schwester so oft und als etwas besonders Begehrenswerthes gepriesen, daß ich nachgerade selbst daran dachte in Besitz und Genuß aller dieser empfehlenden Eigenschaften zu kommen. Die junge Dame war zwar meinem Herzen fremd, aber auch nicht zuwider. Und so trat ich einer andern Gefahr nahe, indem ich im Begriffe war, zwar ein renommirter Künstler, im Uebrigen aber ein Philister zu werden, wie hunderttausend Andere.

Meinen Verwandten hatte ich versprochen, mich bei Gelegenheit eines Festabends der Künstlergesellschaft Malkasten, meiner oder vielmehr ihrer Erwählten gegenüber auszusprechen. Da es mir nicht besonders eilte, verschob ich die Erklärung bis in die Nacht, wo der Mond sein Licht über den Garten warf, die Candelaber brannten und die bunten Lampen zwischen den Baumgruppen leuchteten. Um mir Muth zu meinem Vorhaben einzuflößen, mit dem übrigens mein Herz nichts zu schaffen hatte und das mir nachgerade bedenklich zu werden anfing, ließ ich mir an einen

etwas abgelegenen Tisch ein Glas Rheinwein geben und schaute nun von da aus in das bewegte Treiben hinein, das sich phantastisch genug in dem schönen Garten von Pempelfort abspielte, indeß die Musik erklang und die junge Welt sich im Reigen schwang.

Da war ich einmal wieder ein Einsamer unter frohen Menschen. Aber die ganze Scene beschäftigte doch in angenehmer Weise meine Einbildungskraft, bis ich plötzlich hinter mir sagen hörte:

„Eine wahre Loreley, wie sie Benno Fischer malt. Das wahrhaftige Original seiner Agnese! In der That, der sonderbare Kauz weiß sich seine Modelle zu suchen!"

Ich erkannte zwei Kunstgenossen, die, ohne mich zu bemerken, vorüber kamen und sich unter lebhaften Aeußerungen wieder im Gedränge verloren. Ueber ihre Begeisterung lächelnd, fragte ich mich, von wem sie wohl sprechen mochten. Darüber kam mir der Wunsch, mich zu ihnen zu gesellen, und so mischte ich mich etwas tiefer in das fröhliche Treiben, ohne daß mir die beiden Bekannten wieder zu Gesicht kamen.

zurück tretend lehnte ich an einen Baumstamm und ließ nun meine Augen umherschweifen, bis ein Wort an mein Ohr gelangte, das in ruhigem Tone und im Verlauf eines Gesprächs gefallen sein mochte, mich aber doch traf, als gelte es mir.

„Am Starnberger See!" hatte Jemand hinter mir gesagt, worauf wieder Stille folgte.

War es der für mich so inhaltschwere Name, der eine ganze Reihe von Erinnerungen in mir aufrüttelte, so daß im Nu Alles um mich her hinter den heraufbeschworenen Bildern verschwand; oder traf mich nur der Klang der wohltönenden weiblichen Altstimme so seltsam: genug, ich stand plötzlich inmitten des festlichen Getriebes als ein im Geiste Abwesender. Zugleich hatte ich den Kopf gewendet, um die Sprechenden zu erkennen. Aber es war finster in dieser Richtung, während ich im Lichte stand. Ich konnte nur vermuthungsweise unterscheiden, daß da ein Mann und eine Frau plaudernd vorübergekommen und wieder im nächtlichen Schatten des Ganges verschwunden waren oder sich unter die Festgäste gemischt hatten.

Es war bei Licht betrachtet eigentlich kein Grund vorhanden, mich weiter aufzuregen, als es schon geschehen, oder nach dem Paare zu suchen, von welchem das Wort gefallen war. Dennoch that ich's und fing an, mich durchzudrängen und den Leuten in die Gesichter zu sehen, so daß manche der jungen Damen erstaunt sein mochte, von dem sonst so ernsten Nixenfischer mit solcher Aufmerksamkeit beguckt zu werden. Ich sah in viele Mienen, ohne daß ich von einer annehmen konnte, daß es die rechte sei, bis ich mich über mein thörichtes Benehmen selbst zu wundern anfing. Warum sollte unter der Menge nicht Jemand sein, der zufällig vom Starnberger See zu sprechen Anlaß hatte!

„Nun, Fischer," sagte ein mir bekannter Künstler, indem er mir die Hand reichte. „Endlich habe ich das Original Ihrer zauberischen Meerfeyen gesehen. Allerdings ein wunderbares Weib."

„So?" fragte ich ungläubig verwundert und mit Hast. „Und wo denn? Ich möchte es doch auch sehen."

Der Mann sah mich steif an.

„Sie ist doch von Ihnen eingeführt, Fischer!“ sagte er dann.

„Von mir? Keineswegs. Ich weiß noch gar nicht, von wem Sie reden.“

„Nun, das ist doch seltsam,“ erwiederte er. „Uebrigens warten Sie einmal, sie war mir eben noch im Gesichte. Treten Sie einmal daher!“ fuhr er fort, indem er mich veranlaßte, mich neben ihn an die Säule einer Halle zu stellen, deren Boden sich wie eine Estrade über den Festplatz erhob, so daß man denselben ziemlich übersehen konnte. Nachdem sein scharfes Auge eine Zeitlang spähend umhergeglitten war und meine Blicke mit Spannung ihm zu folgen suchten, fing er endlich lebhaft an: „Sehen Sie, dort, uns schräg gegenüber auf der andern Seite, — die Dame an dem Arme des schwarzgekleideten Herrn! Eben kommt sie unter den Candelaber, — das Licht fällt ihr gerade auf den prächtigen Kopf mit der goldfunkelnden Haarfülle. Schnell, bevor sie uns wieder aus den Augen kommt. — Nun, Sie

haben Sie doch bemerkt, wenn Sie nicht kurzsichtig sind."

Ich hatte allerdings einen Frauenkopf bemerkt, der halb von mir abgewendet die Farbe des Haares zeigte, wie ich sie besonders lieben gelernt hatte, und die man damals auch allgemeiner wieder schön zu finden begann. Aber unter dem Flimmer der Lampen und aus dieser Entfernung hatte mir der flüchtige Anblick kaum mehr, als ein ungenaues Bild gewährt.

„Und wer ist die Dame?" wandte ich mich zu meinem Nachbar.

„Ja, wenn Sie das fragen!" antwortete er mit Staunen. „Ich glaubte es von Ihnen zu erfahren, sonst hätte ich gleich nach dem nassen Rocksaum geschaut, an welchem man die Nixen erkennt, wenn sie fremd zum Tanze kommen. Oder auch nach dem Schwanenfuß, — denn war es mir doch, als sei Ihre Königin Bertha aus dem Bilde getreten und wandle lebendig unter uns."

„Scherz bei Seite," sagte ich jetzt, ernst gewor-

den. „Sie haben der Dame sicher schon nachgefragt und wissen mehr über sie."

„Gott bewahre! Niemand kennt sie. Ich hörte nur, es sei eine eingeführte Fremde!"

Meine Augen ruhten noch auf dem fröhlichen Getriebe, als mein Bekannter von meiner Seite weggerufen wurde und ich allein stand, ziemlich nachdenklich, mit der Erwartung, die Fremde wieder heraus zu finden. Aber vergeblich.

Sonderbar! sagte ich zu mir selbst, indem ich die Stelle verließ. Während ich dann — innerlich beschäftigt — den Festplatz umkreiste, wurde ich plötzlich angerufen. Ich kehrte mich um und erkannte die Wittwe mit der scharfen Nase und den beiden Töchtern.

„Ei, Herr Fischer, Sie sind ja so sehr in Gedanken, daß Sie Ihre Freunde nicht sehen. Können Sie wirklich so vorüber?"

Und Mutter und Töchter rückten zusammen und thaten so erfreut über meinen Aublick, daß ich so vieler Liebenswürdigkeit nicht widerstehen konnte. Ich nahm Platz, hörte viele schöne Worte an, während

meine Gedanken umherirrten, so daß ich heute noch nicht weiß, welchem Ideengang ich es zuzuschreiben habe, wenn ich von der redseligen Wittwe endlich gefragt wurde:

„Nicht wahr, es bleibt doch ein wunderbares Zusammentreffen, daß wir uns einmal unbekannter Weise gleichzeitig auf einem Dampfschiffe befanden. Wir mußten damals einer Verunglückten wegen stundenlang an einer unbedeutenden Station sitzen bleiben und warten. Wie hing doch die fatale Geschichte zusammen?“

Wenn ich bis dahin kühl geblieben bis an's Herz hinan, so war es mir nun, als würde ich eiskalt überschüttet. Der noch nicht verwundene Eindruck von vorhin schwand vor der unzarten Nachfrage in einer mich so tiefberührenden, schmerzlichen Erinnerung, die Wirkung derselben aber vor der Entdeckung, daß die mir bestimmte Schwiegermutter jenes herzlose Weib war, deren Gebahren damals auf dem Dampfboote meine volle Entrüstung erregt hatte. Ein wahres Entsetzen überfiel mich vor all' den weiblichen

Vortrefflichkeiten, welche unter diesen Augen erblüht waren. Mir gruselte, wie dem Helden im Märchen.

Zwar hielt ich an mich, bewahrte so gut es ging meine Ruhe und versuchte, mit scheinbarer Unbefangenheit, das Gespräch über die Klippe hinweg in das seichte Fahrwasser zu bringen, welches erlaubt, heraus zu springen, sobald man es für gut findet. Jedoch war mir die Gesellschaft unheimlich geworden.

Als ich nun dabei zufällig aufblickte, mußte meine Einbildungskraft durch die aufgerüttelten Erinnerungen so lebhaft erregt sein, daß ich wieder einmal in das Antlitz derjenigen zu schauen wähnte, die ich im Grunde jenes Sees wußte. Wie erstarrt saß ich einen Augenblick da. Unter der vorüber wogenden Menge bewegte sich eine Dame am Arme eines Herrn gegen den Ausgang hin. Als sie dabei meinem unverwandten Blicke begegnete, überflog ihre Wangen ein zartes Roth. In Verlegenheit kehrte sie rasch das Gesicht ab und mir den Rücken zu, während die Wittwe mit der scharfen Nase und den zwei erwachsenen Töchtern mit unangenehmem Staunen bemerkte,

daß ich gar nicht mehr auf sie hörte. Wie verzaubert hing mein Auge an der Erscheinung der schönen Dame, die nochmals flüchtig zurück schaute und dann meinen Blicken entschwunden war.

Jetzt hielt es mich nicht länger am Platze. Ich sprang auf, verabschiedete mich ohne viel Umstände von meiner Gesellschaft, die nichts geringeres als einen plötzlichen Anfall von Geistesstörung bei mir voraussetzte, da ich die umstehenden Stühle zu Boden stürmte und dem Ausgang zu eilte. Dort rannte ich einem der Herren vom Festausschusse in die Arme.

„Sagen Sie mir, um des Himmelswillen, wer ist die Dame?"

„Welche Dame? Es gehen leider schon Viele weg."

„Die mit dem Goldhaar!"

„Goldhaaricht sind nachgerade beinahe alle," sagte der Unausstehliche. „Und Sie, lieber Nixenfischer, haben nicht wenig dazu beigetragen, die Farbe wieder in Mode zu bringen."

Ungeduldig schob ich ihn aus dem Wege und

stürzte in Hast an ihm vorüber, hinaus in die Jacobistraße.

Der Mond stand über den Baumwipfeln des Hofgartens, und sein Glanz lag hell auf den Gebäuden gegenüber. In verschiedenen Richtungen entfernten sich die Leute, und nachdem ich einen Augenblick ungewiß gestanden, veranlaßte mich der Schimmer eines hellen Gewandes in der Ferne, durch den Hofgarten nachzufolgen. Bei der Landskrone verlor ich die Spur, in der Königsallee aber tauchte die lichte Frauengestalt wieder vor mir auf und schwebte neben einer hohen, dunkeln Mannsfigur durch die monderleuchtete Straße.

Aber wozu rannte ich denn wie ein Wahnsinniger hinten drein? Bevor ich mir die Frage selbst beantworten konnte, war das Paar vor meinen Augen verschwunden, und ich stand vor dem Becken des Schwanenspiegels auf der andern Stadtseite. Wunderliche Vorstellungen kamen über mich. War das Paar hier untergetaucht, von der Lust des frohen Tanzes wieder in sein Reich zurück gekehrt? Oder hatte sich

das Paar in die Schwäne verwandelt, welche ich drüben im Mondlichte zu gewahren glaubte?

Während ich noch so stand, sah ich die lichte Gestalt wieder mit ihrem Begleiter drüben — oder glaubte sie doch zu sehen — in der Richtung des Rheinstroms, — und es zog mich dahin nach, bis ich auf dem Damme stand, wo der Vater der schönen Rheinlande unten voll und gewaltig dahin rauschte. Draußen im Strome plätscherte es wie von Ruderschlägen, — sonst verschlang der Wellen Lied jedes andere Geräusch. Und ich stand allein in der Nacht vor dem Strome.

Der Wind strich mir kühlend über die heiße Stirne. Ich war umsonst durch die Nacht gerannt, hatte doch nicht erkundet, wohin das Paar gekommen, während mir im Malkasten wohl die beste Auskunft gegeben werden konnte. Am Rheine hin durch den Hofgarten, kam ich dahin zurück. Es war schon spät, der Garten leer, die Lampen erblindet. Aus dem Innern des Gebäudes aber erschollen die fröhlichen Stimmen der fortkneipenden Kunstgenossen. Da

empfing man jubelnd den Nixenfischer, hielt aber auch die alten Neckereien nicht zurück. Ich habe wohl wieder, scherzte man, wie Numa Pompilius eine Stunde mit meiner Egeria verbracht, der eigentlichen Mutter meiner Figuren, die ihre Familienähnlichkeit nicht verläugnen könnten, wie ein Spötter boshaft hinzu setzte. Das Ausschußmitglied aber behauptete, daß ich in eifersüchtiger Wuth der goldhaarichten Nixe nachgestürzt sei, die in den Armen eines andern den Platz verlassen habe.

Unter solchen Umständen unterließ ich, durch Nachfragen Oel in's Feuer zu gießen. Hätte mir doch Keiner mehr sagen können, als ich schon wußte. Und der Scherz erlahmte endlich an meinem unwandelbaren Ernste. Auch fehlte es in dem Kreise nicht an solchen, welche zu der ernstlichen Annahme eines vorwaltenden Geheimnisses, das mein oft sonderbares Wesen und Gebahren aufklären könnte, sehr geneigt waren.

Von der Fremden sah ich in der Stadt nichts wieder. In Düsseldorf war sie nicht mehr, sonst

hätte ich ihr an den folgenden Tagen, wo ich alle öffentlichen Gelegenheiten nach ihr absuchte, begegnen müssen. Niemand wußte mir zu sagen, wer sie gewesen, woher und wohin sie gekommen. Wo ich ging und stand, im Schlaf und im Wachen, klang mir aber immer wieder in's Ohr: „Am Starnberger See!“ bis ich eines Tags am Schalter stand, Billette löste und abreiste.

Wenn ich während der Fahrt mich fragte, was mich eigentlich dahin treibe, so war meine eigene Antwort: der Klang der Stimme, die Aehnlichkeit der Erscheinung, ihr Erröthen bei meinem Anblick. Es war ein durch das Zusammentreffen der Umstände erzeugter, von meiner Phantasie und Sehnsucht genährter Wahn, sagte ich mir später. Daß eine Dame ob des Anstarrens eines fremden Mannes erröthete, bedurfte wahrlich keiner besondern Erklärung.

Immerhin setzte ich meine Reise fort, denn irgendwo mußte ich den Sommer verleben, am Rhein oder am See.

Sechstes Capitel.

So war ich wieder nach der großen süddeutschen Kunststadt gekommen, wo ich meine jungen Jahre inmitten der mannichfachsten Anregungen so unnütz verbracht hatte! Ich beeilte mich, die Kunstschätze der Galerien zu mustern, was ich einst bei mehr Zeit unverzeihlich vernachlässigt hatte. Sonst würde ich mich in der wohlbekannten Stadt ziemlich vereinsamt gefühlt haben, da die Sommerfrische begonnen hatte und die meisten meiner früheren Bekannten längst an die Seen und in die Thäler der Voralpen übergesiedelt waren. Begegnete mir dennoch Einer, so sah er mich wohl an, ging vorüber und dachte: Der sieht aber dem verschollenen Fischer ähnlich! Oder — da ich mich doch wesentlich verändert hatte, älter, gebräunter geworden war und gerade den vollen Bart trug —

man fand vielleicht keine Aehnlichkeit und beachtete meine Persönlichkeit überhaupt nicht.

Mir selbst schienen die Menschen ernster, nüchterner, langweiliger geworden. Oder war ich's. Vielleicht war beides der Fall.

Daß mein bischen Künstlerruf noch nicht in die Masse gedrungen war, fand ich übrigens natürlich. Jene aber, welche einmal von meinen Bildern gehört oder gelesen hatten, ahnten nicht, daß der Düsseldorfer Nixenmaler derselbe verbummelte und dann toll gewordene Fischer sein könne, der seiner Zeit den Starnberger See unsicher gemacht hatte. Wohl brachte es auch die großstädtische Theilnahmlosigkeit und Gleichgültigkeit mit sich, daß einmal Einer auf mich stieß, der mich erkannte, mich jedoch für eine gewohnte Erscheinung nahm, als sei ich gar nicht fort gewesen.

Im Ganzen war es mir gerade so recht. Nichts hielt mich ab, die Stadt und ihre Kunsttempel zu durchstreichen, wo mir jetzt manches neu erschien und mir Vieles erst auffiel, das ich früher während langen Aufenthaltes übersehen, oder das mir inzwischen

erst wichtig geworden war. So hatte ich einige genußreiche Tage in der Stadt verbracht, bis mich das blaue Wasser unwiderstehlich anzog.

Mir pochte denn doch das Herz, als nun die grünen Waldhügel auftauchten, zwischen welchen die Reismühle klappert, und als ich über den Rand der Schlucht durch das Fenster einen Blick in den malerischen Frieden des Mühlthals warf, wo der erschütternde Roman meines Lebens begonnen hatte. Und als mich dann mein Nachbar im Wagen anstieß, ich solle doch in die Pracht hinein schauen, und mein Blick zum ersten Mal wieder den weiten Wasserspiegel traf, der da zwischen den freundlichen Höhen bis zum Fuße der Hochalpen hin erglänzt: da drängten sich mir Empfindungen auf, die mein Herz heiß und meine Augen feucht machten.

Und da stand ich wieder am Rand des Sees und schaute hinaus in den Duft der Ferne und in die Farben der Nähe. Es war noch derselbe gottgesegnete Fleck Erde, dasselbe wunderbare Wogen und Wallen, Flimmern und Blitzen zwischen den

grünen Höhen, hellen Landhäusern und schneebedeckten Bergen; dasselbe bewegte Leben auf der weiten Fläche mit Kähnen und Seglern, dieselbe selige Ruhe in der Ferne und erfrischende Kühle in der smaragdgrünen Fluth zu meinen Füßen, die da an's Ufer pochend über die Kiesel rieselte.

Sonst hatten mich vorzüglich die Menschen an den See gezogen; jetzt kümmerten sie mich so wenig, als ich sie. In der Erinnerung bildeten sie die harmonische Staffage dieser Landschaft. Dem Gedächtnisse prägen sich ja weniger die nüchternen Pausen verflossenen Lebens ein, als die Momente, wo sich dasselbe poetisch zuspitzte, so daß wir, diese zusammenfassend, uns gewöhnlich ein verklärtes Bild von der Vergangenheit machen, das der Wirklichkeit selten entspricht. Jetzt erschien mir die Gegend von Menschen überfüllt, deren Gebahren zu der großen Natur nicht passen wollte.

Immerhin hat es etwas Berückendes, ja Berauschendes, sich inmitten der eleganten Welt an solchem Strande zu bewegen, oder auf dem See selbst

Schwärmen von schönen Frauen zu begegnen, die ihre Gondeln über die leise athmender Fluth oder erregtere Wallung treiben. Aber unter den Lebendigen durfte ich doch sie nicht suchen, der Keiner von Allen gleichkam.

Waren mir die Menschen fremd, so doch der See selbst nicht. Er war mein Vertrauter geblieben und zeigte mir alle seine Reize. Aber mit welchen Empfindungen mußte gerade ich in seine Tiefe blikken! Was ich geliebt und betrauert, den Inbegriff meiner heißesten Gefühle, ja das Urbild der Geschöpfe meiner Kunst — ruhte in ihm.

Dort schwärmten lachend und singend junge Mädchen in ihren Kähnen über das weite Wellengrab, und ich stand in tiefer Wehmuth vor demselben am Ufer. Dort dampfte dasselbe Boot, das einst die Geliebte getragen, behaglich wie ehedem daher, und seltsam! eine Frauengestalt lehnt, wie einst Bertha, über die Brüstung und schaut unverwandt in die vom Schaufelrad erregte Fluth. Und — Gott im Him-

mel — war sie es denn nicht? War sie es nicht selbst?

Es flimmerte mir vor den Augen, es ging mir wunderlich durch das Gehirn. Ich mußte mich jedoch getäuscht haben, — das sagte ich mir erst, als der Dampfer hinter dem Ufervorsprung verschwunden war. Die flüchtige Vorüberfahrt hatte mir ein Bild aus vergangener Zeit vorgespiegelt.

Als ich aber einen Tag später selbst mit dem Dampfer über den See fuhr und durch jenes verhängnißvolle Cajütenfenster in wehmüthigem Gedanken auf die bewegte Fluth hinaussah, gaukelte mir gerade gegenüber ein Nachen mit kaum sichtbarem Rand, und darinnen, schaumumspritzt, ein schönes Weib, — das reiche, goldne Geflecht des Haupts, die edeln, blassen Züge, die ich so sehr lieben gelernt hatte. Lebte Bertha, so schwebte sie dort vorüber. Sie schwebte vorüber — eine seevertraute Nixe!

Aber auch am Lande, an den mir merkwürdigen Stellen, welche ich wieder besuchte, ward mir dieselbe Erscheinung. Den Carlsberg ersteigend sah ich auf

dem moosigen Gestein versunkener Mauern eine weiße Gestalt, als hüte Königin Bertha selbst das Geheimniß des Orts am hellen Mittag. Kaum aber glaubte ich an der goldfunkelnden Haarfülle die Verlorne wieder zu erkennen, so war sie auch schon im Buchenwald verschwunden, der den hohen Hügel bis zur Würm hinunter deckt, — und ich stand allein am sagenreichen Ort.

Wie sollte ich nun diese Erscheinungen erklären, deren Spiel ich war? Aelter geworden, kein schwärmerischer Jüngling mehr, dachte ich zu nüchtern, um annehmen zu wollen, daß die Gestalten der Sage und Mythe noch ein anderes Leben fristeten, als im Volksglauben und in der Kunst. Daß es der Verlorenen aber meinetwegen vergönnt gewesen, die Bande der Natur, des Todes zu sprengen, war ein vermessener Glaube. Immerhin — die wunderlichen Begegnungen wiederholten sich auch an den folgenden Tagen. Auf den Parkwegen des Strandes und mitten im See, im Gewühl der Menge auf dem Quai, und auf einsamen Waldpfaden, in der Nähe und in

der Ferne trat mir plötzlich ihre Erscheinung vor, um eben so plötzlich wieder zu verschwinden. Immer derselbe Wahn!

War es ein bloßes Blendwerk, eine Vorspiegelung meiner krankhaft erregten Einbildungskraft? Waren diese Gesichte hier in der Umgebung des Sees eine Folge meiner überspannten Nerventhätigkeit?

Ich vermochte keine erklärende Lösung zu geben, versuchte sie auch nicht mehr, sondern beschwichtigte meine Unruhe mit der Richtung aller Gedanken auf einen bestimmten Zweck.

Um mein eigener Herr sein zu können, hatte ich eines der kleinen Bauernhäuser unter den Obstbäumen am Strande bezogen und einen Kahn gemiethet. Auf letzterem brachte ich, zum Schutz vor der Sonne, eine Art Leinwandszelt eigener Erfindung an, das wie ein Kutschendach aufgespannt und niedergelassen werden konnte. Darunter ruhte ich im Sonnenbrand des Mittags draußen auf dem See, mit der Angel und Palette oder ganz müßig, wenn ich genug geangelt

und Farbenskizzen gemacht hatte. War der Beweggrund meiner Hierherreise ein romantischer gewesen, so wollte ich jetzt keine weiteren Abentheuer mehr erleben, sondern den Aufenthalt für meine Kunst ausbeuten. Diese Farbenstudien beschäftigten und beschwichtigten meine Seele, und bald vergaß ich über denselben alles Andere. Ich trachtete nur noch darnach, dem See in dieser Richtung seine Geheimnisse abzulauschen: die Spiegelung des Ufers und die Brechung des Lichts, den Mittagsduft und Mondnachtzauber, das flüssige Gluthgold am Abend und Morgen, die Uebergänge und Abstufungen einer ungeahnten Farbenfülle vom schneeigen Schaum bis zum Dunkel des Unterwassers, vom lichten Goldgrün am Strande bis zur nächtigen Tinte über'm tiefsten Grunde, — dann die Spiegelglätte und ruhige Bewegung, das Kräuseln, Wallen, Wogen und Schäumen in seinen überraschenden Wandlungen und Erscheinungen.

Alles dies machte das weite Seebecken für mich zu einem unerschöpflichen Brunnen neuer malerischer

Erkenntniß. Unbekümmert um die Spaziergänger, welche vom Ufer aus den seltsamen Kahn im Sonnenbrand draußen belächelten, dachte ich nur noch daran, dem See gleichsam jeden Zug, jede Miene abzugucken.

Darüber war eines Tags mein Auge müde vom Schauen geworden. Ich zog die Ruder ein, legte das Haupt unter die schützende Leinwanddecke und überließ die Gondel den sanftmüthigen Geistern des Wassers, die mich in Schlummer lullen mochten. Der Mittag brütete heiß auf der glatten Fläche, weit und breit kein Ruder mehr. Die Fluth pochte noch gerade hörbar an das Bord meines Kahns. Weiter hinaus gluckst es und plätschert, — es murmelt und murmelt. Und während ich so dem matten Pulsschlag der Fluth lausche, weht es fühlbarer heran und schlägt höher am Bord empor. Ueber dem Rand des Kahns tauchen zwei holde Frauengesichter auf und schütteln die mit Schilf und Seelilien bekränzten gelben Locken; die tiefblauen Augen schauen verwundert herein, und lächelnd verschwinden dann die beiden schönen Wesen wieder.

Als ich die Augen aufschlug war die Mittagsstunde bereits vorüber. Wie erstaunte ich aber, da ich Schilfkranz und Lilien zu meinen Füßen im Kahne liegen sah! Rasch überblickte ich nun den See, — nah und fern kein Kahn zu dieser Stunde. Ich beugte mich mit der alten Anwandlung über den Rand, daß ich durch den Crystall des Wassers in blaue Nixenaugen sehen könne, daß ich die langen Flechten der Wasserfrauen zu halten vermöge, wenn ich nach dem Tang greife. Und dann sah ich wieder nach Schilf und Seelilie im Kahne. Ich hob sie auf, — das war keine Sinnestäuschung, keine Vorspiegelung meiner Phantasie, aber mehr, als mein Verstand zu fassen vermochte!

Kranz und Blume mit heimnehmend, erwog ich alle Möglichkeiten natürlichen Zusammenhangs, ohne zu einem Resultate zu kommen. Lebten sie denn also wirklich in der grünen Tiefe, die holden sanften Geschöpfe, an die wir nur in der Poesie glauben wollen? Oder welche Erklärung blieb mir?

So fragte ich mich noch, da ich etwas später,

zum Mittagstisch der aussichtreichen Terrasse von Feldafing emporstrebend, durch den Uferpark hinanschlenderte. Die am Strande zerrinnende Welle und das Laub über mir flüsterten geheimnißvoll zusammen, als auf einige Entfernung hin eine hohe Frauengestalt meinen Weg im Gebüsch kreuzte. Ich hatte sie deutlich genug im hellen Lichte des Mittags gesehen und brauche wohl nicht erst zu sagen, wen ich wieder zu erkennen glaubte. Das leise Grauen oder vielmehr die pietätvolle Scheue unterdrückend, eilte ich, um der Sache endlich auf den Grund zu kommen, der Erscheinung diesmal nach, nachdem sie vom bergenden Gebüsch des Pfades übrigens meinen Blicken bereits wieder entzogen war. Ich rannte weiter, hin und her. Keine Spur war mehr auf den schattig verschlungenen Waldwegen zu entdecken, nicht der Schimmer eines Gewandsaums; kein verdächtiges Geräusch unterbrach die Stille. Aber mich wandelte es in derselben an, als umschwebe mich ihr Schatten.

Von je den Gebilden der Sage und Mythe gerne poetischen Glauben beimessend, ließen mich die

eigentlichen Geistergeschichten sammt aller Beglaubigung doch immer kalt. Die Möglichkeit der Rückkehr aus der Ruhelosigkeit eines vielleicht unbekannten Grabes oder wegen eines durch den Tod unterbrochenen Vorsatzes, oder auch zur Mahnung, Warnung Hinterbliebener, zur Buße und Sühne eigner Schuld und zur Ahndung fremder Unthat — ließ ich ungläubig dahingestellt. Berthas Erscheinung erschütterte meine Zweifel. Warum aber drängte sie sich hier allerwärts auf meine Wege? Und wenn sie mich aus der Ferne an die Stätte ihres Todes beschieden, warum stand sie nicht meinem Blick, meinen Fragen?

„Tritt hervor, werde sichtbar, Du schönes Phantom! Vertraue mir an, was Deine Ruhe stört. Zeige mir die Stätte Deines Grabes! Ich will Dich erlösen oder — Dich rächen!"

Dasselbe Schweigen lag über dem Walde wie vorher. Nur die weißen Stämme der Birken schimmerten durch die grüne Dämmerung, und die Ringeltauben gurrten oben in den Laubkronen einander zu,

als erzählten sie sich ein Geheimniß, in das ich nicht dringen sollte.

Der Pfad hatte mich auf die Straße geführt, die von Feldaffing sich nach dem „Fischmeister" zu Possenhofen hinunter senkt. Damit war ich zugleich wieder auf die Gleise nüchterner Wirklichkeit gelangt. In meiner damaligen Stimmung zog mich die elegante Gesellschaft auf der Terrasse von Feldaffing nicht an. Der entgegengesetzten Richtung folgend, stand ich bald vor dem versteckt schattigen Wirthsgarten des Fischmeisters.

Voll innerer Unruhe, noch warm und ärgerlich ob des erfolglosen Umherrennens, brütend über den Anlaß, suchte ich mir einen abgelegenen Platz. Der war leicht zu finden, denn der Gäste waren nur wenige. Ein paar alte, strickende Frauen saßen in einer Laube, weiterhin noch ein bärtiger Mann in einem abgetragenen Kalabreser und fadenscheinigen Rocke. Derselbe sah nicht auf und beschäftigte sich eifrig mit dem Abschaben einer zähen Käsrinde, indem er dazwischen einige Mal sein Bierglas an den

Mund führte. Vor dem Eingang zum Hause scheuerte ein aufgeschossener, magerer, rothhaarichter Aufwärter Messer und Gabeln, Teller und Gläser. Auf meinen Zuruf kam er herbei und fragte mit verdrossener mißmuthiger Miene, was ich wünsche. Ich bestellte Fische, wenn solche vorräthig seien, und für's Erste ein Glas Bier. Dabei sah ich ihm in das mit Sommersprossen bedeckte Gesicht, dem ich früher schon einmal begegnet sein mußte.

Doch achtete ich jetzt nicht auf ihn und hing weiterbrütend meinen Gedanken nach, während meine Augen einige Mal zu dem bärtigen Mann im Kalabreser zurückkehrten. Ohne aufzusehen, machte sich derselbe immer noch mit dem Ueberreste seines Käses zu schaffen, der sein mageres Mal gebildet hatte. Es mußte wohl ein armer Künstler sein, dessen Kopien keinen rechten Absatz mehr fanden. Ich beobachtete ihn mit mehr Theilnahme, und als er jetzt den Kopf hob, glaubte ich ihn zu erkennen, trotz vielfach ergrauter Haare.

So erhob ich mich denn und ging auf ihn zu.

„Erlauben Sie mir, sind Sie nicht der Schmidt — Maler Christian Schmidt.“

„Allerdings, so heiß' ich,“ sagte er, indem er mir seine etwas abweisende Miene mit gleichgültigem Staunen zukehrte.

„Nun, so seien Sie mir herzlich begrüßt, lieber Freund! Kennen Sie mich nicht mehr?“

„Der Stimme nach ist es der Fischer, der damals —“ sprach er mehr für sich selbst, indem er mit einer nicht mißverständlichen Geberde das Ueberschnappen andeutete. „Nun, seit wann sind Sie denn wieder heraus?“

Er meinte offenbar — aus dem Irrenhause, und gab sich keine besondere Mühe, Zartgefühl zu entwickeln. Er schien überhaupt nicht rosiger Laune zu sein, und seine sichtliche Dürftigkeit erklärte die Mißstimmung. Als ich ihn gefragt, wie es ihm gehe, hörte ich bald, daß allerdings seine Copien keine Käufer mehr fänden und durch Zeichenstunden in der mit Künstlern überfüllten Stadt wenig mehr zu verdienen sei.

„Doch," setzte er hinzu, „könnte es mir noch schlimmer gehn, als es geht, — ich könnte krank sein, dick werden, könnte taub oder blind oder lahm sein, ja ich könnte zugleich taub, blind und lahm sein und dabei noch eine Blutschuld auf der Seele haben, das werden Sie zugeben. Da ist es doch besser, es geht, wie es eben geht, wenn es auch manchmal schlimm geht."

Ich mußte ihm sagen, daß ich seine Philosophie bewundere, und ließ mir mein Glas Bier an seinen Tisch bringen, indem ich mich neben ihn setzte. Durch das Plaudern war er mittheilsam geworden und fuhr weiter:

„Hätt' ich Ihr Talent gehabt! Fischer! Schade drum! Sehen Sie, so geht's. Wenn Sie damals die Bilder angefangen hätten, die wir besprochen haben, wären Sie jetzt ein berühmter Mann und nicht ein anderer uns zuvorgekommen da in Düsseldorf. Der macht jetzt mit seinen Nixenbildern Glück und heißt Fischer, wie Sie, was übrigens nicht ganz ungewöhnlich ist."

Als ich ihm beibrachte, daß ich eben derselbige

sei, sah er mich zuerst steif an. Aber er mußte doch merken, daß es in meinem Kopfe hell sei und saß dann eine Weile sprachlos vor Erstaunen da. Hierauf klärte sich sein Gesicht auf, und mit heller Freude sagte er:

„Gottlob, so ist doch Einer von uns zum Durchbruch gekommen! Dacht' ich doch immer, ob das nicht unser Fischer sei. Aber so erzählen Sie mir doch, wie Sie so in die Höhe gekommen sind."

Ich theilte ihm meinen Lebenslauf mit und sprach ihm meine Dankbarkeit aus, daß er mich zuerst auf mein eigentliches Feld gewiesen habe, damals, als wir mit einander das Mühlthal durchwanderten. Schmunzelnd lehnte er sein Verdienst ab: es sei das Alles schon in mir gelegen. Aber im Verlaufe des Gesprächs redete er doch mehrmals von „unsern Bildern." Da er guter Laune geworden war und sich aufrichtig meines Glückes freute, ließ er es geschehen, daß ich die Biergläser wegschob, eine Flasche Wein bestellte und die Fische für zwei Gedecke auftragen ließ. Mußte doch das Wiedersehen alter Freunde gefeiert

werden. Auch der rothe Aufseher schien seine Verdrossenheit aufzugeben, stellte die Flasche vergnügt auf den Tisch und sah mir blinzelnd und forschend in's Gesicht.

Schmidt und ich stießen mit den Gläsern an. „Auf unsere Freundschaft!" sagte ich. „Auf die Kunst und Alles, was wir lieben!" sprach er, und mir entschlüpfte ein Seufzer. Drauf fragte er mich, ob ich glücklicher Familienvater sei, oder ob ich Sehnsucht nach meiner Braut habe. Ich verneinte und mußte nochmals seufzen. Bis jetzt hatte ich es vermieden, nach der Vergangenheit zu fragen und auch Schmidt gegenüber noch nicht den Muth gefunden, an die verlorne Geliebte zu erinnern. Nun aber konnte ich mich nicht enthalten zu versichern, daß seitdem mein Herz frei geblieben sei.

„So geht Ihnen die Geschichte noch immer nach?" fragte Schmidt zurück. „Ach, da ist Gras darüber gewachsen und manches Wasser darüber gegangen. Ich habe mir oft Vorwürfe gemacht, daß ich Ihnen damals den Kopf mit meinen Nixengeschichten ver-

wirrt habe. Nun, Ende gut, Alles gut. Ihr Pfälzer Freund, der Müller — so heißt er ja — war inzwischen wieder einmal hier und ich traf ihn zufällig, wobei er mir bedauernd mittheilte, daß Sie in einem — in einer Heilanstalt aufgehoben seien. Auch von der Familie, die den Verlust hatte, erzählte er mir. Aber das Alles werden Sie selbst und besser wissen."

Das verneinte ich. Hatte ich doch von der Familie Birkmann seitdem nicht das Mindeste mehr gehört und auch keine Gelegenheit gehabt, mich zu erkundigen. Nun erfuhr ich, daß der Unglücksfall eine furchtbar erschütternde, aber in seinen Folgen heilsame Wirkung auf das Elternpaar geübt habe. Der Großhändler und seine Gattin seien seitdem völlig umgewandelt, die sanftmüthigsten, mildthätigsten und bescheidensten Menschen geworden und ständen als Gegenstand dankbarer Verehrung inmitten der Bewohner jener kleinen Stadt. Ueberhaupt scheine die Geschichte verschiedenen Betheiligten einen Ruck zum Bessern gegeben zu haben. Der Fabrikant Spindling habe von

seinem hübschen Weibchen unterdeß Abschied genommen und sei in's Jenseits abgesegelt, indem er seiner Wittwe ein großes Vermögen hinterließ.

Das waren die Neuigkeiten, welche Schmidt von Müller gehört hatte und mir nun mittheilte, während verschiedene Spaziergänger vorüber kamen. Einer derselben, ein hochgewachsener Herr in einfacher weltmännischer Kleidung blieb auf dem Wege stehen, wobei er den Platz überschaute und offenbar überlegte, ob er einen Augenblick verweilen solle. Ohne seiner weiter zu achten, wandte ich mich jetzt mit der etwas stockenden Frage an Schmidt, ob sich denn über die Verlorne nichts weiter ergeben habe.

„So viel ich weiß, nicht!" war Schmidts Antwort. „Außer dem Reifrock, Taschentuch und dem Hut, den Sie aus dem Röhricht gefischt haben, nichts, keine Spur. Der See hat sein Opfer behalten."

Der Fremde hatte sich seinen Platz in unserer Nähe gewählt und ließ sich, leicht grüßend, nieder. Dem Ansehen nach noch ziemlich jung, hatte sein männlich schönes Broncegesicht einen entschiedenen, tief

ernsten Ausdruck. Ob mir derselbe schon einmal aufgestoßen sei, konnte ich mich nicht erinnern. Er hatte die Uhr herausgezogen, schob sie wieder ein und bestellte eine Tasse Kaffee, wobei er den Aufwärter etwas scharf in's Gesicht faßte. Seine Erscheinung hatte unsere Unterhaltung, auf die er übrigens nicht Acht gab, unterbrochen, oder vielmehr: Schmidt lenkte sie auf Speise und Trank, indem er beides rühmte, während ich schweigsam gegenüber saß. Der Fremde trank den heißen Kaffee und schmauchte eine Cigarre, die einen so feinen Duft verbreitete, daß man sie für eine ächte Importirte halten konnte. Nachdem Schmidt noch eine Weile harmlos fort geplaudert hatte, fragte ich ihn:

„Und wie hat sich denn die Angelegenheit mit dem blutbefleckten Taschentuch aufgeklärt?“

Ich bemerkte dabei, daß der Fremde, welcher uns halb den Rücken zukehrte, leicht aufzuckte, den Kopf wandte und mich flüchtig fixirte. Aber ich war zu sehr auf die erwarteten Aufklärungen gespannt, als daß ich es besonders beachtet hätte.

„Gar nicht," war Schmidts Antwort. „Die Sache ist eben auch in Vergessenheit gerathen. Es ist ein ungelöstes Räthsel. Aber, es bringt doch auf eigene Gedanken, und wer weiß denn, ob nicht irgend Einer, der jetzt reich und angesehen in der Welt umher läuft, nicht eben eine Blutschuld mit sich schleppt."

Das Wort Blutschuld mußte von dem Fremden, der überhaupt jetzt etwas unruhiger auf seinem Platze saß, vernommen worden sein, denn er wandte wieder rasch den Kopf und sah meinen guten Schmidt mit ganz eigenthümlichem Ausdrucke an. Er paffte lebhaft den Rauch seiner Cigarre aus, als Schmidt hinzufügte:

„Der arme Teufel dorten hat lange darunter gelitten."

„Wer?" fragte ich. „Welcher arme Teufel?"

„Erkennen Sie in dem rothhaarichten Aufwärter das „Früchtl" nicht mehr, das damals in Untersuchungshaft war?"

Meine Augen flogen zugleich mit denen des

Fremden nach dem Kellner, den ich jetzt allerdings wieder erkannte. Indeß erzählte Schmidt weiter:

„Es ist ihm seitdem schlecht genug ergangen. Sein Vater hat ihn damals ob der Schande verflucht, ausgestoßen, Niemand wollte sich seiner annehmen, und wo er einmal eine Stelle gefunden, jagte man ihn fort, sobald man von dem Verdachte hörte, der noch immer auf ihm ruhte. Ein Wunder, daß er nicht ganz zu Grunde gegangen ist. Aber es hat ihm doch einen gewaltigen Ruck gegeben, als er seinen leichtsinnigen rothen Kopf in der Schlinge des Stricks gesehen, der beinahe zugezogen worden wäre. Endlich hat er hier eine Unterkunft gefunden und bedient die Gäste, wenn die Kellnerin nicht aufgelegt oder abwesend ist.“

„Und fängt nebenbei faule Fische,“ schaltete ich ein.

„Thun Sie ihm nicht Unrecht!“ entgegnete Schmidt. „Er hält sich gut hier, das muß man ihm lassen. Man könnte ihn jetzt für einen ordentlichen Dienst empfehlen, wenn sich Menschenfreunde heut'

zu Tage noch solcher armen Schlucker annehmen wollten."

Schmidt hatte dies mit Wärme geäußert, da er denken mochte, wie sehr er selbst solcher Empfehlung bedürfe. Während der Fremde ein großes Unbehagen verrieth und rascher den Dampf seiner Cigarre auspaffte, fuhr der Maler fort und zwar in bedenklichem Tone:

„Die Sache mit dem blutbefleckten Tuch ist mir nie recht sauber erschienen. Wer weiß, wer weiß, ob sich dahinter nicht dennoch eine Unthat verbirgt. Und jener fremde Mensch, der sich auf so verdächtige Weise vom Dampfboot entfernte und sich seitdem unsichtbar zu machen wußte," —

„Ich glaube, Sie irren sich, mein Herr!" fiel hier urplötzlich der Fremde ein, indem er sich voll nach uns umkehrte. „Entschuldigen Sie, wenn ich mir zu dieser Bemerkung die Freiheit nehme."

Schmidt stutzte, sah aber dann mit einem abweisenden Blick zurück und fuhr zu mir gewendet fort:

„Jener fremde Mensch —"

„Ist sicher ein sehr harmloses Geschöpf!“ warf der Herr wieder ein.

„Was wissen Sie von der Sache?“ fragte Schmidt jetzt hochmüthig, indem er denselben steif ansah.

„So viel, daß ich sagen konnte, was ich mir eben zu äußern erlaubte!“ entgegnete der Fremde, sah nochmals nach der Uhr, trank den Rest seines Kaffees aus und erhob sich. „Uebrigens bitte ich nochmals um Entschuldigung, meine Herren!“ Und damit grüßte er und ging zu dem Aufwärter hin, um zu zahlen. Dabei hielt er sich länger als nöthig bei diesem auf, bis er den Platz verließ.

Schmidt sah bald nach ihm, bald nach mir, als sei er ganz außer sich über die unverschämte Einmischung. Dann verwandelte sich sein Ausdruck in einen sehr nachdenklichen, allmälig höchst bedenklichen, und zuletzt verrieth seine Miene, daß er einen sehr entschiedenen Verdacht gefaßt hatte, da er leise durch die Lippen pfiff.

Siebentes Capitel.

Als der Fremde sich entfernt hatte, sah mich Schmidt noch eine Weile schweigend aber scharf an. Endlich begann er:

„Haben Sie jetzt den gehört?“

Ich nickte bejahend, und er fragte wieder:

„Nun, was meinen Sie?“

„Daß er einen sonderbaren Einwurf mit entschiedener Höflichkeit vorbrachte.“

„Und wie gefällt er Ihnen, Herr Fischer?“

„Ein feiner Mann.“

„Hm!“ machte Schmidt. „Mir scheint er —“

„Nun? was?“

„Er gefällt mir nicht!“ sprach der kleine Maler bestimmt. „Aber hören wir einmal, was er dem „Früchtl“ mitzutheilen hatte.“

Demgemäß rief Schmidt den rothhaarichten Aufwärter herbei, der zuerst nicht recht mit der Sprache heraus wollte. Doch theilte er mit, daß der Fremde ihn nach den beiden Herren gefragt und dann über seine eigene Verhältnisse ausgeforscht habe, ob er nicht eine Unterkunft im Auslande, eine Versorgung über'm Meere vorzöge, und als Früchtl bejahte, habe der Fremde ihm ein Wiedersehn in Aussicht gestellt. Offenbar wußte Schmidt nicht, ob er durch die Auskunft seinen Verdacht bestätigt finden, oder den Fremden für einen Menschenfreund halten sollte. Wir waren jedoch bald über ihn hinweg gegangen und auf unser Hauptthema zurückgekommen.

„Ja, ja!" sprach er warm werdend. „Es war ein herrliches Wesen, ein prächtiges Weib und mußte so frühe von hinnen, einen raschen Tod in den Wellen finden. Ich kann mir wohl denken, welche Sehnsucht Sie manchmal nach ihrem Anblick haben mögen."

Jetzt heftete ich meinen Blick so fragwürdig auf den kleinen Maler, daß dieser darüber in Unruhe gerieth und sich eben erkundigen wollte, was denn plötz=

lich über mich gekommen sei. Ich rückte ihm näher und legte ihm die Hand auf die Schulter, so daß er mit dem Ausdrucke höchster Spannung vor mir saß.

„Und denken Sie, lieber Freund," fing ich dann an, mich umsehend, ob wir ohne Zeugen wären, „denken Sie, ich habe sie wieder gesehen!"

„Was? Wer? Wo? Wann?" fragte er in höchster Verblüffung, sich ebenfalls umschauend.

„Bertha, Fräulein Birkmann, auf dem See, am Lande und so eben — vor einer kleinen Stunde hier im Park."

„Sind Sie ver —"

„Verrückt, nein! Aber ich könnte es darüber werden."

Und nun theilte ich ihm die verschiedenen Begegnungen mit und machte ihn mit der Art der Erscheinungen bekannt. Es schauerte ihn mehrmals, und dabei betrachtete er mich mißtrauisch und forschend, als sei er über meine Zurechnungsfähigkeit noch immer nicht im Reinen. Endlich kam er wieder zu Worten.

„Blendwerk, lieber Fischer, Hallucinationen! Sie dürfen sich übrigens in Acht nehmen, — solche Einbildungen kommen von schwerem Geblüt. Sie müssen mehr baden, laufen, bergsteigen und weniger gut essen und trinken," sagte er, sein Glas ausschlürfend. „Mir kommen dergleichen Gesichte nicht. Sie lassen sich durch weiße Kleider und röthliche Haare täuschen, die jedoch nachgerade wieder modern werden. Sehen Sie, selbst das „Früchtl" macht die Mode sehr stark mit, und es giebt Frauenzimmer genug am See, schöne Frauenzimmer, die solches impertinent blonde Geflecht haben. Da drüben wohnen Engländerinnen, lauter hübsche Semmelblondinen, und es werden sich noch mehr derselben am See finden, denn der ist groß, hat einen Umfang von dreizehn Stunden. Und wenn Sie also, bald da, bald dort, solch' einem schwanenfüßigen, vielmehr schwanenhälsigen Wesen begegnen, so spiegeln sie sich selber vor: schau, das ist sie schon wieder!"

Er hatte eine wunderliche Art, mir den Kopf zurecht zu setzen.

Als ich jedoch der Meinung blieb, daß hier dergleichen Verwechslungen nicht vorlägen und dann den Vorgang auf dem See mit Schilfkranz und Wasserlilie mittheilte, sprach er:

„Haben Sie's noch immer mit Nixen am hellen Tage und auf offnem See zu thun? Mit denen sollten Sie sich blos noch im Atelier beschäftigen. Also noch immer die alten Anwandlungen! Gewöhnen Sie sich das ab, Fischer! Es thut mir wirklich leid, daß ich Ihnen damals die dummen Geschichten in den Kopf gesetzt habe."

Ueber letztere Sorge beruhigte ich ihn, versicherte, daß es sich weder um ein Traumbild, noch Blendwerk oder Sinnentäuschung handle, da ich Kranz und Blume, welche ich im Nachen gefunden, noch daheim habe, wo er sie sehen könne. Dafür konnte er nun allerdings keine Erklärung finden; und als ich ihm erst von der letzten Begegnung im Park gesprochen hatte, wurde er nachdenklich und drückte zuletzt die Vermuthung aus, daß hier allerdings eine Erscheinung jener Art vorzuliegen scheine, deren Wesenheit z. B.

Shakespeare so überzeugend darzuthun wisse. Nachdem er eine Weile schweigend vor sich hingebrütet hatte, schlug er plötzlich mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser in die Höhe sprangen, während er selbst sich rasch erhob.

„Donner! Wir müssen dem Manne nach, Fischer! Seine Unruhe, sein Unbehagen, sein unverschämtes, verdächtiges Dreinreden, seine Eile —"

„Die schien er aber gerade nicht zu haben, denn er sprach ziemlich lang mit dem Aufwärter," beschwichtigte ich jetzt. Aber umsonst.

Schmidt wandte sich um.

„Früchtl, herbei! Wer war der Fremde?"

„Ich weiß es nicht!" war die Antwort, und dieselbe erfolgte nochmals, als Schmidt fragte, wohin sich der Mann gewendet habe.

„Du weist es nicht," sprach der Maler mit dem Finger drohend, „wir wissen es aber. Geben Sie ihm einstweilen kein Trinkgeld, Fischer, er verdient's nicht."

Nachdem ich meine Zeche berichtigt hatte, folgte ich, von dem Verdachte Schmidts angesteckt, den

Schritten desselben, die sich nach dem Strande richteten. Unterwegs führte ich einen Vorsatz aus, den ich unterdeß gefaßt hatte, indem ich gelegentlich zu meinem Begleiter sagte:

„Sie könnten mir einen Gefallen thun, Schmidt. Ich habe da etwas überflüssiges Geld bei mir, für das ich auf lange hinaus keine Verwendung weiß, so daß ich es wahrscheinlich verschleudern werde, wenn nicht Sie es zu sich nehmen."

Er erröthete und stotterte etwas davon, daß das Geld bei ihm leicht verloren gehen könnte. Darüber beruhigte ich ihn; so solle er es verlieren oder ausgeben, gleichviel, er thue mir einen großen Gefallen, da ich es warscheinlich zum Fenster hinaus werfen müsse, wenn er sich nicht erweichen lasse, es zu nehmen. Da ließ er sich denn erweichen und sagte mit einer Miene, als koste es ihn wirklich Ueberwindung:

„Nun, so will ich Ihnen den Gefallen thun!"

Doch wandte er dabei das Gesicht ab und verhielt sich von da an etwas schweigsam. Als ich ihm zufällig in die Augen sehen konnte, waren sie roth

und feucht. Armer Schmidt! Es mußte ihm in diesen Jahren sehr hart ergangen sein, daß ihm ein so kleiner Freundschaftsdienst bis zu Thränen rühren konnte!

Den Strand absuchend, ohne auf den Fremden zu stoßen, kamen wir zu dem Schlusse, daß er sich nach Starnberg begeben habe, und wir beschlossen, ihm dahin zu folgen, im Grunde jedoch ohne zu wissen, was wir eigentlich von ihm wollten. Ich schlug vor, meinen eigenen Kahn zu benutzen. Als ich mit einigem Stolz das Leinwandzelt meiner eignen Erfindung aufgespannt, lachte Schmidt hell auf. Etwas ärgerlich fragte ich ihn nach dem Grunde seiner Heiterkeit, und erhielt die Antwort:

„Also Ihnen gehört das Ungethüm, das ich schon vom Strand aus bewunderte, wenn es den See durchfurchte! Nun ist mir wenigstens die Nixengeschichte erklärlich. Die Neugierde lockte ein paar unserer eleganten Damen nach dem absonderlichen Ding, welches da ruderlos im See schwamm.“

„Aber Kranz und Blume, Schmidt?“

„Als ob es nicht Schilf uud Seelilien genug

hier am Westufer gäbe! Die Nixen werden nicht wenig über den schnarchenden Träumer gelacht haben!"

„Das ist doch eine sehr unwahrscheinliche, sehr schnöde Erklärung," sagte ich etwas geärgert und beschämt.

Als mein Begleiter auf dem See anerkannte, daß meine Erfindung wirklich einigen Schutz vor der Sonne gewähre, wenn sie nicht zu heiß scheine, war ich wieder versöhnt. Ich machte dabei die Beobachtung, daß Schmidt eine ungewöhnliche Aengstlichkeit zeigte und mit der Hand stets an die Westentasche griff.

„Zum Teufel auch, haben Sie denn Furcht?" fragte ich. „Sind Sie noch nicht im Nachen gefahren."

„Oft genug," antwortete er kleinlaut. „Aber nie mit soviel Geld. Wenn es gerade heute krumm ginge, lieber Fischer?!"

„So lassen Sie es krumm gehen, närrischer Kauz," sagte ich, und das Lachen war jetzt an mir. Seine Sorge belustigte mich noch während der ganzen Fahrt.

Wir landeten am Quai des Bahnhofs gerade noch vor dem Abgang eines Zugs. Geputzte Spa-

ziergänger und bestaubte Touristen gingen oder rannten da noch auf und ab, — unser verdächtiger Fremde war nicht darunter. Am Schalter drängte sich noch die Menge, und schon gingen draußen auf dem Perron die Schaffner auf und ab, zur Eile mahnend. Vergeblich suchten wir nach unserm Opfer, ärgerten uns nicht wenig, es nicht finden zu können und wären doch in die größte Verlegenheit gerathen, wenn es plötzlich vor uns getreten sein würde.

„Haben Sie die Fee nun gesehen?“ fragte neben mir ein Elegant den Andern. „Die schöne Wasseramazone mit dem goldenen Haarwerk reist ja auch schon weg.“

„Ah, schade!“ war die Antwort. „Wissen Sie nun, wer sie ist?“

„Eine Engländerin, verheirathet.“

„Dacht ich mir's doch. Wo hat sie Platz genommen?“

„Da — erste Klasse, zweiter Wagen.“

Unwillkürlich richtete ich meine Blicke ebenfalls dahin. Eine Dame saß am Fenster, neigte sich eben

noch beim Abgang des Zugs heraus und sah mit leichtem Erröthen — die Herren neben mir hatten gegrüßt — nach der Stelle herüber, wo ich jetzt — wie versteinert — stehen blieb!

Es war ja dieselbe Erscheinung, die mich vom Rhein an den See gelockt und als Ebenbild Bertha's hier mannichfach getäuscht hatte! -- — —

Nach dem Fremden noch weiter zu suchen, vergaß ich jetzt; auch Schmidt's Eifer war erkaltet. Als er mich Abends verließ, um seine kleine Summe in Sicherheit zu bringen, gab er mir den freundschaftlichen Rath, die Enttäuschung mir nicht zu sehr zu Herzen gehen zu lassen.

Ich selbst kehrte beschämt und ernüchtert über den See zurück.

Was den Fremden betraf, so begegnete ich ihm in jenen Tagen nicht wieder. Vielleicht war er auch nach der Stadt zurückgekehrt, ja vielleicht mit demselben Zuge. Wenn ich nun einmal seine Erscheinung mir recht lebhaft vergegenwärtigte, drängte sich mir allmählig fast mit überzeugender Gewißheit der Ge-

danke auf, daß es dieselbe hohe Männergestalt gewesen, welche ich zu Düsseldorf an der Seite des schönen Weibes gesehen, freilich nur flüchtig in's Auge gefaßt hatte.

Dabei stiegen mir wunderliche Gedanken auf und setzten sich in mir fest. Einestheils beschlich mich leises sehnsüchtiges Bedauern, wenn ich den Schilfkranz und die Wasserlilie in meinem Zimmer hängen sah. Anderntheils drängte sich mir die Muthmaßung auf, daß Bertha in Wahrheit noch lebe, daß sie es dennoch gewesen sein müsse, die mir an der Seite ihres Mannes bei jenem Künstlerfestabend und in diesen Tagen am See und beim Abgang des Bahnzugs erschienen war. Dann überkam mich ein tiefer Schmerz. Lebend war sie für mich ja verloren, völlig verloren, während ich in der Todten immer das Ideal meines liebebedürftigen Herzens verehren konnte. Mit diesem Schmerz verband sich ein arges Ungenügen an allem meinen künstlerischen Streben und Wirken. Mein Leben schien Ziel und Zweck verloren zu haben. Es fehlte nicht viel, so wäre ich wieder jener wider-

lichen, müßigen Verstimmung verfallen, die mich vor der großen Katastrophe meines Lebens zu jeder Kraftäußerung untüchtig gemacht, und mir das Aufraffen aus dem trostlos jämmerlichen Zustande unklarer Zerfahrenheit und lähmender Unlust kaum mehr ermöglicht hatte.

Jedoch — auch die Zweifel an der Möglichkeit, daß Bertha noch lebe, blieben nicht aus. Wenn ich mir alle Umstände in's Gedächtniß zurückrief und prüfte, drängte sich mir das Unwahrscheinliche der Annahme mit solcher Bestimmtheit auf, daß ich mich einen Schwärmer schalt, den eine zufällige Aehnlichkeit berückte.

Alles für und gegen überlegend und erwägend, mußte ich meine Vermuthung, daß ich der Geliebten selbst wieder begegnet sei, als eine absurde verwerfen, wenn ich auch an die Wirklichkeit ihres Ebenbildes glauben mußte. Was aber hatte Bertha anders mit diesem gemein, als zufällige äußere Aehnlichkeit? Und was ging mich die verheirathete Engländerin an?

Immerhin war mir damit ein Zwiespalt in's Gemüth gelegt, der den Genuß meines Aufenthalts

arg beeinträchtigte. Mit jenen Begegnungen und Erscheinungen der Verlorenen war auch ein großer Reiz dahin, der See mir vernüchtert, das Leben daselbst verleidet. In schmerzlicher Apathie sah ich jetzt auf die blaue Fluth; der Zauber war gebrochen, das Räthsel meines Lebens jedoch noch nicht gelöst. Nun ward auch das Wetter regnerisch und rauh, somit der Landaufenthalt ohnehin schon lästig, langweilig, unbequem.

Wenn ich damals nicht alsbald aufbrach, um mit unruhigem, zerrissenem Gemüthe und herben Empfindungen heimzueilen, so hielt mich nur eine unbestimmte Ahnung zurück, vielmehr der dunkle Drang, zu einer Klarheit zu gelangen, deren Mangel mein künftiges Leben brachlegen, ja vielleicht ganz zerstören mußte.

Achtes Capitel.

Bei dem anhaltenden schlechten Wetter, das mir nur noch erlaubte, verdrießlich in dem Reichthum meiner Studien zu kramen, zu sichten und zu ordnen, hatte ich endlich den Tag meiner Abreise bestimmt, als sich der Himmel wieder zu klären begann und der Wunsch, den See noch einmal in seiner ganzen Schönheit in mich aufzunehmen, mich zum Bleiben bewog. Dieser Entschluß wurde mir leicht, wenn ich am Abend die Spiegelung der Schlösser am östlichen Ufer deutlich vom diesseitigen beobachten konnte, wenn eine rosige Verklärung den Seespiegel anhauchte und die Fenster der Villen wie Edelstein aus dem Waldgrün blitzten. Mit dem Genuß dieser herrlichen Natur und der Zusammenwirkung von Luft, Land, Licht und Wasser

versuchte ich nun über die Unbefriedigung meines Herzens hinweg zu kommen.

Einmal aber hatte ich am jenseitigen Ufer den Sonnenuntergang erwartet und trieb nun meinen Kahn in unendlichen Glanz hinein, durch eine Fluth geschmolzenen Goldes. Ich verweilte, ich konnte nicht weichen aus diesem unerschöpflichen Meer noch ungeahnter Farben, auch dann nicht, als die wunderbaren Tinten allmälig erblaßten und der halbe Mond vom Himmel und aus der grünen Fluth blinkte. Da die grauen Abendnebel schon die Küste umflorten, waren alle übrigen Kähne allmälig von dem See verschwunden, während ich noch langsam dahin ruderte und an die Heimkehr nicht dachte. Es dämmerte, und es war Nacht geworden, ehe ich mich's versah.

Und welche Nacht! Ich werde sie nicht wieder aus der Erinnerung bringen!

Die Abendglocken klangen noch von beiden Ufern, die Töne schienen in der Luft hängen zu bleiben. Wie nun der Nachtduft sich auch über den See legte, weiße Nebelschleier um mich hertrieben und gleichsam

einen magischen Kreis bildeten, in welchem mein Kahn schwamm: konnte ich mich der Täuschung hingeben, es klinge so heimlich aus dem Krystall des Sees, aus der grünen Fluth, die allein noch sichtbar unter mir und neben mir sich regte. Manchmal in derselben ein leises Rauschen, als ob sich eine Flosse rühre oder ein Nixenarm bewege. Trotz aller Enttäuschungen empfand ich wieder die poetische Wahrheit der schönen Anschauung, welche unsere Gewässer mit den sanften Geschöpfen bevölkert, von denen die Dichter und die Sage so gerne sprechen. Und war es nicht, als sei ich menschenfern in deren Bereich gekommen! Ich sah ja von der Welt nichts mehr als die monddurchleuchtete Fluth, welche meinen Nachen schaukelte. Und es murmelte in der Welle, die da geschmeidig um meinen Kahn rann, und manchmal klang es wie leises Singen, wie unterdrücktes Kichern aus der Tiefe.

Da überkam mich all' der Zauber nordischer Sommernächte, — leichter Nebelflor ringsum, Wellengeflüster, mondspiegelnde Fluth unter mir, neben mir,

und in der feierlichen Stille nur noch der Silberklang einer Glocke aus unbekannter Weite.

Es war eine Nacht, wie sie der Mittsommer über altschwedische Seen legen mag, von Göttergestalten heimlich belebt und durchwallt, von wunderbarem Dämmerlichte erhellt.

Da wehte es auch mich wieder an, wie die Nähe eines holden Wesens, das mich unsichtbar begleitete, und all' der schöne Wahn, dem ich sonst so gerne nachgehangen, trat mir näher. Die Poesie der Stunde ward lebendig in mir, und es dämmerte meiner Seele ein Lied auf aus ferner Zeit, das ich lange nicht wieder gesungen, das ich aber in verhängnißvollem Augenblick aus geliebtem Munde gehört hatte. Jetzt drängte es sich auf meine Lippen, und ich sang, vielmehr summte vor mich hin:

Beim Abendgeläut' im Wogenschwall
Glitt über den See mein Nachen.
Wo der Mondschein lag in der Welle Krystall,
Klang leises Singen und Lachen.

Ich kannte sie wohl, die da lacht' und sang,
Ich kannte die lieblichen Töne.

Tief unten lauscht zwischen Algen und Tang
Seekönigs Tochter, die Schöne.

Was thust Du? Was weilst Du tief unten im See?
Wie kannst Du noch singen so munter?
Komm herauf! Komm herauf, Du minnige Fee,
Herauf! Oder nimm' mich hinunter! —

Da schwamm sie heran im smaragdenen Rock,
Der Nacken wie Schwanengefieder;
Von weißer Wange, von goldnem Gelock
Troff perlend das Wasser hernieder.

Ich mochte nicht weiter singen. Sie kam ja doch nicht heran geschwommen, ich konnte auf die Fluth Acht haben, so viel ich wollte; es gluckste wohl manchmal geheimnißvoll, aber kein schönes Haupt quoll hervor.

Auch hatte sich mir die Erinnerung an den unvergeßlichen Augenblick, wo mir die Verlorne, wenige Minuten vor ihrem Verschwinden, diese und die folgenden Strophen des Gedichts gelesen, in so überwältigender Weise aufgedrängt, daß ich verstummte. —

Aber horch! Woher das leise Fortklingen?

Ich ließ meine Ruder ruhen, da ich einen Ton

zu vernehmen glaubte, der wie fernster Wiederhall verschwebte. Und wunderbar, es dauerte fort, kam näher.

Was klang, was sang da in der stillen Mondnacht? War es wirklich nur das Echo meines Liedes? Ertönten die Wellen so wundervoll? —

Ich lauschte, athemlos, und unterschied deutlich das Flüstern und Murmeln des Wassers von dem leisen, melodischen Ton, der sich zu nähern schien.

Ich horchte in den lichten Nebelflor hinaus und konnte jetzt selbst die Worte der sanften Stimme hören. Und — o, all' ihr Götter! — es war die Weise, der Text meines Liedes, das ich eben begonnen hatte, das außer mir Niemand kannte, als sie, die in der Tiefe ruhte.

Ja, es waren die Strophen, die ich damals für sie gedichtet. Denn sanft und lieblich klang es über die Wellen:

„Was rufst Du mich immer? Es hat ja noch Zeit!
Wir können uns lange noch lieben.
Ich halte Dir unten mein Brautbett bereit,
Mein Brautbett bereit,
Wenn nichts Dir auf Erden geblieben.

„Jetzt bist Du noch jung und Dein Auge so klar.
O, warte! Die Jahre zerstieben!
Ob in goldenen Locken, im silbernen Haar,
Im silbernen Haar,
Du bist mir derselbe geblieben.

„Noch würden sie klagen und weinen um Dich,
Du würdest nach ihnen verlangen.
Kehr' um! Und sorg' Dich nicht weiter um mich!
Nicht weiter um mich!
Einst will ich Dich freudig empfangen.“ —

Der Gesang war vorübergezogen und verschwebt, unsichtbar, ein Geisterlied. Mit zurückgehaltenem Athem hatte ich gelauscht, zauberbefangen. Ich lauschte noch. Aber die feierliche Stille der Mondnacht auf dem See ward durch keinen Ton mehr unterbrochen. Nur das Schnalzen eines Fisches, nur leises Wellengemurmel regte sich in der Fluth. Und kaum vernehmbares, wie aus weltweiter Ferne hallendes Hundegebell erinnerte mich daran, daß ich doch nicht in's Feenland entrückt sei. — —

Ja, es bedurfte in jener Stunde der Erinnerung, daß ich mich noch im Bereiche irdischen Lebens be-

fand, so feenhaft war, was ich erlebte. Heiß und kalt war es mir durch Herz und Kopf gegangen, während ich in der „mondbeglänzten Zaubernacht" jener zarten Stimme horchte, welche dieselbe Melodie, dasselbe Lied sang, das nur sie und ich kannte, das sonst Niemand von mir gehört hatte, das geschrieben oder gedruckt nicht existirte, und dessen einzige Abschrift sie mit hinunter genommen in die feuchte Tiefe. Und nun erklang es in dieser Stunde als Antwort auf den Ausdruck meiner Sehnsucht.

War es ein Wunder, wenn mich jener holde Wahn wieder anwandelte, mit welchem ich die Verlorne mir lebend in der Tiefe dachte! Oder wie sollte ich mir erklären, was ich erlebte? War es nur wieder ein Blendwerk, eine Sinnestäuschung, diesmal eine berückende Einbildung des Gehörs? — Jetzt zitterte ich förmlich vor solcher Möglichkeit. Oder, vielleicht träumte ich nur. Doch fühlte ich das Ruder noch fest in meiner Hand, betastete den Rand des Kahns, griff in den flüssigen Krystall des Wassers.

Nein! Es war keine Täuschung gewesen, — das Wasser spritzte auf und benetzte den Aermel meines Rocks. Es war gewiß, diesmal träumte ich nicht. War ich doch meiner so vollständig bewußt, daß mein Verstand die Möglichkeit einer natürlichen Erklärung abwog, freilich ohne zu einem Resultat zu gelangen.

Indeß ich noch an der Stelle hielt, hatte sich der leichte Hauch, der weiße, duftige Flor über dem Wasser zu einer dichteren Schichte gefüllt, die wieder in einzelnen Streifen auseinander riß. Monddurchglänzte Nebelfahnen trieben weiß und licht, gleich einem Elfenschwarm der Edda, über den See hin, meinen Kahn umschwebend, während ich denselben noch immer dem sanften Spiel der Wellen überließ. Zauberbefangen sah und lauschte ich in die Nacht hinaus. Aber kein Ton ließ sich mehr vernehmen, — nur das Gemurmel der Wellen und ein fernes, leises Plätschern war hörbar, das von dem Anschlag der Fluth am Ufer herrühren konnte.

Wie nahe oder fern dieses sei und in welcher Gegend des Sees ich mich befand, konnte ich jetzt

nicht unterscheiden. Der Flor, welcher meinen Gesichtskreis beschränkte, ließ mich nirgends den Strand erblicken.

Aber was trieb da, was kam da heran?

Die leichte Nebelschichte über dem Wasser schien sich zu ballen, zu verdichten, — aus der Hülle schaukelte, kaum aus dem Wasser ragend, ein enger, leichter Nachen in's volle Mondlicht heraus, in ihm ein wunderschönes Mädchen mit hellem, aufgelöstem Haar und grünem oder blauem Gewande. Trotz der Wucht der Lockenfülle saß der jugendlich schöne Kopf mit leichter Anmuth auf den zarten Schultern. Die liebliche Gestalt hatte eine fast noch kindliche Haltung, als ob sie eben erst aus der verjüngenden Seefluth aufgetaucht wäre.

Die Elfenkönigin! —

Mich durchrieselte ein Schauer, — aber es war ein süßes Grauen, das mich überkam. So schön, so hold war mir einst Bertha an jenem denkwürdigen Tage erschienen, — so erschien sie mir jetzt wieder

im vollen Reiz der Jugend, nur vergeistigter, aetherischer.

Mit angehaltenem Athem schaute ich, wie gebannt, nach der Mädchengestalt, deren Schönheit von einem überirdischen Reiz übergossen war. Sie selbst sah mich nicht, ahnte keines Lauschers Nähe. Sie ruderte nicht. Der kleine Kahn schien sich selber zu lenken oder von der schwachen Strömung getrieben zu werden. Die geschmeidige Fluth schloß sich lautlos um denselben; der Mond lachte auf die wunderbare Erscheinung nieder, die so voll Anmuth, so voll jungen Reizes vorüber schwebte, bis sie, im Nebelflor anlangend, vor meinem Auge wieder zu zerfließen schien.

Magisch berührt und wie verzückt hatte ich den wunderbaren Anblick genossen. Und noch saß ich in meiner Gondel, als ob ich eine Gottheit geschaut habe. —

So hielt mich denn auch eine heilige Scheu ab, dem schönen Wesen zu folgen. Als ich endlich zum Ruder griff, irrte ich noch lange auf der weiten Wasserfläche umher, bis der zum Untergang geneigte

Halbmond mir ungefähr die Richtung andeutete, in der mein Kahn sich zu wenden hatte, um endlich nach Mitternacht an dem vertrauten Gestade anzulaufen, wo ich meinen Sommersitz aufgeschlagen hatte.

Neuntes Capitel.

In welcher Aufregung ich jene Nacht vollends verbrachte, will ich übergehen. Tags darauf mußte ich mir alle näheren Umstände in's Gedächtniß zurückrufen und zurecht legen, um mich zu vergewissern, daß ich nicht geträumt hatte. Dennoch war es mir zu Muthe, als sei ich im Elfenlande gewesen und habe von da ein Glück mit heimgebracht, wie es uns Irdischen selten vergönnt ist.

Diese glückliche Empfindung wollte mir auch da nicht aus dem Herzen weichen, wo ich von aller Uebernatürlichkeit des Erlebten absah und dem herzerquickenden Lichtschimmer folgte, der die Dämmerung erhellen konnte. Durfte ich mir doch bei richtigem Verstande nicht länger verhehlen, daß ich weder einer Elfenkönigin, noch dem Schatten einer Todten begegnet sein

konnte. Und bei aller Aehnlichkeit der Erscheinung mit jener Berthas vor deren spurlosem Verschwinden, war es doch nicht dieselbe. Selbst der Umstand mit dem Liede, das ich ihr damals auf dem Dampfschiffe geschenkt hatte, und das mir nun unerwartet auf dem See entgegen getönt war, vermochte nicht länger den Wahn zu nähren, den ich so lange gehegt, nun aber ohne Schmerz fahren ließ. Das holde Wesen, das in der nebeligen Mondnacht auf dem Wasser an mir vorüber geschwebt war, hatte mich zwar lebhaft in jenen verhängnißvollen Moment auf dem Dampfschiffe zurück versetzt; jedoch nur, um das Bild Berthas erblassend hinter das ihrer jüngern Schwester zurücktreten zu lassen, jenes lieblichen jungen Mädchens, das mir zuerst freundlich entgegen gekommen war und mich mit der Familie bekannt gemacht hatte.

In lichten Farben lebte jetzt die Erinnerung an die kleine Minna in mir auf. Sie hatte damals andächtig gelauscht, als die ältere Schwester mein Gedicht in der Cajüte laut vorlas. Ihrem Gedächtnisse hatte es sich treulich eingeprägt, und daß ich es in nächt=

licher Stunde aus ihrem Munde vernommen, war mir ein beseligender Beweis, daß sie meiner in den Jahren seither nicht vergessen, daß sie sich viel mit mir beschäftigt habe und, zur Jungfrau herangeblüht, noch immer meiner gedenke. Jetzt rief ich mir mit wachsendem Eifer und wachsender Liebe jedes Wort, jeden Blick, jede Bewegung des Mädchens in die Seele zurück, um ihr Bild zu vervollständigen und es mit der Erscheinung des Wesens in Einklang zu bringen, das in der mondbeglänzten Zaubernacht an mir vorüber gekommen war.

Wohin ich mich in den folgenden Tagen auch wendete, schwebte nun das holde Geschöpf meinem innern Auge vor, während das äußere umsonst nach ihr suchte. Mit Studien und künstlerischen Zwecken war es jetzt aus. Meine Gedanken beschäftigten sich nur noch mit ihr. Es ließ mir daheim keine Ruhe mehr; die Sehnsucht trieb mich immer wieder hinaus, in der Gegend umher und auf den See. Jedoch, ich fand entweder die rechte Stelle nicht mehr, wo sie mir er-

schienen war, oder ich hatte das liebliche Wesen durch meinen Vorwitz verscheucht.

„Oft fuhr ich im See mit verlangendem Muth
Und hab' sie nicht wieder gefunden."

Vergebens ruderte ich auf dem Wasser, das nun eine neue und zwiefache Anziehungskraft für mich erlangt hatte, mitten in den Schwarm der seefahrenden Schönen hinein; keine glich ihr. Vergebens wandelte ich den Strand nach seiner ganzen Ausdehnung ab, vergebens besuchte ich alle öffentlichen Orte, um ihr wieder zu begegnen. In alle Villenfenster schaute ich, um alle Sommerwohnungen schlich ich — ohne Erfolg. Selbst als ich anfing, mich nach der pfälzischen Familie Birkmann zu erkundigen, deren Verweilen am See ich voraussetzte, vermochte ich keine Auskunft zu erlangen. Denn die Ausdehnung des Gewässers ist groß genug, um an seinen Ufern Sommergäste zu sammeln, die sich kaum je zu Gesicht bekommen.

So ward meine Sehnsucht nicht gestillt, sondern von Tag zu Tag mehr angefacht, je mehr die Aussicht schwand, meinen Zweck zu erreichen. Immer

hoffend und immer wieder getäuscht, wurde ich nicht müde, forschend den Strand und dessen Ansiedelungen abzuwandern und den Kahn durch den See zu lenken.

Eines Abends war ich wieder auf's Gerathewohl hinaus gerudert. Ueber den Fichtenpyramiden der hohen Waldhügel am jenseitigen Strande stieg der Vollmond auf, groß, roth, ungeheuerlich, höher und höher, indem er bald glänzend in den See leuchtete, bald sich hinter eilendem Gewölk verbarg. Die untere Luftschichte war noch ruhig, aber der See zeigte jenes Phänomen, wo das Wasser rings um das Ufer schnell dahin treibt, während die Fluth sonst noch glatt und ruhig ist. Man sagt dann: „der See rennt!"

Die reißende Strömung ward breiter und griff immer weiter in die Mitte des Gewässers hinein. Die Wellen gingen hoch, als ob es stürme. Da war es mir, als fliege ein leichter, flacher Kahn in der Nacht daher, auf und nieder, von Welle zu Welle. Bald, wenn die fliegenden Wolken den Mond verbargen, verschwand der Nachen, bald schwebte er im sanften Lichte wieder deutlich vor meinen Augen, während

alle andern Fahrzeuge längst vom See heimgekehrt waren. Der umhergeworfene Kahn mochte irgend wo am Ufer sich losgerissen haben; er mußte wohl leer sein, wie er so ein Spielball der Strömung umhertaumelte, für meine Augen ein unverwandtes Ziel.

Jetzt aber gaukelte er, schaumumspritzt, in kühnem Tanz mir so nahe, daß ich mehrmals eine Gestalt in demselben zu bemerken glaubte; dann warfen ihn die Wogen wieder fort, die Gestalt war wie verweht, der Kahn selbst schien im See verschwunden. Es war ein seltsames, abentheuerliches Schauspiel, das mich im wechselnden Licht dieser Nacht ahnungsvoll anzog.

Der Kahn, ein sogenannter Grönländer, mußte wohl, wenn überhaupt gelenkt, von einer Dame regiert werden, da er fast nur ein Spiel der geheimnißvoll erregten Wellen blieb. Als ich näher ruderte, bemerkte ich, daß allerdings nur ein junges Mädchen von etwa siebzehn Jahren in demselben saß. Da eben ein Lichtstrahl des durchbrechenden Mondes auf die zarte Gestalt und über das aufgelöste, lichtblonde Haar fiel, glaubte ich mit halbem Schreck und innerem Jubel

das junge Wesen wieder zu erkennen, das in jener zauberischen Nacht an mir vorüber geschwebt war.

Mein Entschluß war rasch gefaßt. Während sie mit Mühe gegen die Strömung ankämpfte und durch das „rennende Wasser" das Gestade zu gewinnen suchte, worauf ihr ganzes Augenmerk gerichtet schien, hatte ich meinen Kahn an ihre Seite gebracht. Der Mond war eben verhüllt und dunkle Schatten lagen auf dem Wasser; unsere Fahrzeuge schwankten eine Zeit lang nebeneinander, ohne daß sie es bemerkte. Als jedoch das volle Licht wieder auf den See fiel, daß der flüssige Krystall weithin erglänzte, gewahrte sie meinen Schatten und sah erschreckt auf. Ein schwacher Schrei entschlüpfte ihrer Brust bei dem plötzlichen Anblick eines Mannes in ihrer Nähe — hier, auf dem See, in der Nacht. Beinahe waren ihr dabei die Ruder entfallen.

Jetzt trieb mich die Sorge um sie, mit einem einzigen Schwung des Ruders dicht neben sie zu kommen. Während sie, weit zurückgebeugt, scheu zu mir

herüber sah, sagte ich, ihren heftigen Schrecken beschwichtigend:

„Keine Furcht in Freundes Nähe."

Sie hatte mich verstanden, ich sah es an dem veränderten Ausdruck ihres Gesichtes, das sich mir und dem Lichte zukehrte. Ja, mir schien, sie erröthe über und über, als sich jetzt ihre Haltung änderte, und mein Kahn sich dicht neben den ihrigen legte. Sie schien wirklich alle Angst verloren zu haben, und mich durchdrang ein unbeschreibliches Entzücken an der Seite des holden Geschöpfes, während unsere Kähne neben einander auf und nieder schwankten, als säßen wir in den Satteln galoppirender Wogenrosse. Diesem Umstande war es mit zuzuschreiben, daß das folgende Gespräch so seltsamen, förmlich ruckweisen Verlauf nahm. Da sie mich nur verstohlen anschaute, um wieder schweigend vor sich hin zu blicken, während ich ihr jetzt so nahe war, daß ich das Beben ihres Busens bemerken konnte, fing ich wieder an:

„Darf ich Verzeihung hoffen? Ich glaubte Gefahr zu erkennen."

Sie sah mich mit scheuer Freundlichkeit an, worauf sie fragte:

„Und mich erkannten Sie nicht wieder?"

„O, ich habe die Elfenkönigin erkannt, nach der ich so lange suchte," war meine Antwort.

Da unsere Schiffchen jetzt stärker schwankten, so daß ich mit der Hand nach dem Rande ihres Kahns greifen mußte, um sie beisammen zu halten, war eine Pause eingetreten, nach welcher sie mit verändertem, fast leidvollem Tone anfing:

„Ich weiß, Sie haben lange gesucht. Aber die Sie suchten, bin ich nicht."

„Sie nicht? Wer denn?"

„Es ist meine Schwester. — Leider ist meine Schwester nicht mehr für Sie erreichbar."

„Ich weiß es," sagte ich traurig, aber verwundert. „Ich habe die Unglückliche lange betrauert."

Das junge Mädchen lächelte mich an, als es jetzt erwiderte:

„Sie ist glücklich."

„Ja, wie die Todten es sind."

„Sie lebt.“

„Lebt?“ fragte ich zurück und sah bestürzt nach dem schönen jungen Geschöpfe, dessen Reden ich nicht mehr begriff.

Ein Grauen beschlich mich. „Um Gotteswillen,“ dachte ich, „ist das Mädchen von Sinnen?“ Der Gedanke überkam mich plötzlich, griff mir eiskalt an's Herz.

Sie jedoch sah mich mit ihren großen leuchtenden Augen an, da sie wiederholte:

„Sie lebt, lebt glücklich!“

„Ja,“ erwiderte ich trübe, und ein unendliches Leid nnd Erbarmen um das holde Geschöpf hatte mich überkommen. „Sie lebt glücklich in der Tiefe — im Elfenlande.“

Sie wollte antworten. Es schien mir, sie wolle berichtigend hinzusetzen: „In der Erinnerung!“ Doch schwankte ihr Kahn jetzt so heftig, daß ihr das Wort nicht mehr von den Lippen kam. Eine starke Woge warf das leichte Fahrzeug von meiner Seite. Die

Wellen gingen dabei so hoch, daß es im Nu hinweg getrieben wurde.

Vom Ufer her erscholl der ängstliche Ruf einer Frauenstimme:

„Fräulein Minna! Fräulein Minna! Um aller Heiligenwillen, wo sind Sie denn? Geben Sie doch Antwort! Du blutiger Heiland, was soll das werden?"

Ich selbst wandte alle meine Kraft und Geschicklichkeit an, das kleine gefährdete Schiffchen nicht aus dem Gesichte zu verlieren, während es gleich einem Gummiball dahin hüpfte. Mühsam brachte ich endlich meinen Kahn wieder an dessen Seite, als der leichte Nachen, an mir vorbeischießend und mit der Strömung kämpfend, vergeblich das Ufer zu gewinnen suchte. Der Wogenprall hätte das schwache Fahrzeug sicher wieder in den See zurückgeschleudert, wäre ich jetzt nicht mit raschem Entschluß aus dem Kahn in's Wasser gesprungen, um ihren Nachen am Rand zu fassen und an's Land zu ziehen.

Mit einem leisen Schrei war sie meiner Bewegung gefolgt. Als ich ihr nun die Hand reichte, um

ihr beim Aussteigen behülflich zu sein, fühlte ich, wie ihre zarten Finger heftig zitterten. Ja, ihre ganze Gestalt bebte so merklich, daß ich befürchten mußte, sie vermöge den kleinen Sprung an den trocknen Strand nicht zu machen.

So schlang ich denn meinen Arm mit rücksichtsvoller Sorglichkeit um ihre Gestalt und hob sie mit leichtem Schwung auf den festen Boden, wobei sie sich mit sichtlicher Angst und beklommener Verschämtheit an mich anklammerte und ihr liebes Antlitz an meinen Schultern barg.

Mir war es, als könne ich sie nicht wieder aus meinen Armen lassen. Als es jedoch nunmehr geschehen mußte, fiel mir schwer, ihre Sorge wegen meiner durchnäßten Kleider zu beschwichtigen. Dabei genügten die wenigen abgebrochenen Worte, um jede betrübende Muthmaßung über ihre Gemüthsverfassung schwinden zu lassen. Ich konnte zugleich entnehmen, daß ihre Angehörigen die Sommerfrische an diesem herrlichen Strande genossen und bat um die Erlaub-

niß, sie nach dem Sommersitz geleiten zu dürfen, wo die Eltern ihrer warteten.

Noch durchschauert von der Aufregung des Moments hing jetzt das holde Wesen an meinem Arme, als wir den Uferweg entlang schritten, während neben uns am Strande der unruhige See schäumend und brandend anwogte. Schweigend wanderten wir die kurze Strecke zwischen den in Obstgärten versteckten Häuschen am Ufer dahin. Und wie viel hätte ich doch zu fragen und zu sagen gehabt! Als der Vollmond wieder hell zwischen den Wolken hervor trat und meine Blicke auf ihrem halbgesenkten Antlitze weilten, schmeichelte ich mir, ihrer Befangenheit die glücklichste Deutung geben zu dürfen. Wollte mir doch scheinen, als drücke auch ihre Miene eine Ueberfülle von Empfindungen nnd Gemüthsbewegungen aus, als genieße sie still und innig ein lang ersehntes und unverhofftes Glück, wie ich selbst.

Wie selten findet man in solchen Situationen das richtige, unsern Gefühlen entsprechende Wort. Man tastet umher, ohne sich zu getrauen, den vollen Her-

zenston anzuschlagen, der seines Ausdrucks harrt und ihm doch wieder scheu und schamhaft ausweicht.

Als ich endlich zu ihr sprach, waren Wort und Gegenstand meinem Gemüthe fremd; die Unterhaltung bewegte sich mühsam in Nichtigkeiten über den bewegten See und die Schwierigkeit, zu landen. Auch von der Vergangenheit wagte ich nicht zu reden, aus Furcht, eine schmerzhaft klingende Saite anzuschlagen. In derselben Grenze bewegten sich ihre schüchternen Antworten. Als ich sie nun nach der Dauer ihres Aufenthaltes am See fragte, antwortete sie, daß dies von den Umständen abhänge.

„Wir erwarten heute noch Adolfs Rückkunft aus der Stadt,“ fügte sie mit ihrer sanften Stimme hinzu, „und je nachdem er sich entschließen kann, noch länger hier zu verweilen oder abzureisen, werden auch meine Eltern sich bestimmen lassen, den Aufenthalt zu verlängern oder die Heimkehr zu beschleunigen.“

Der Name Adolf fiel mir auf und nicht minder die Wichtigkeit und der bestimmende Einfluß, der seinem Träger beigemessen war. Wahrscheinlich gab ich

dies auch in irgend einer Weise kund. Als unterdessen der Lichtschimmer eines Fensters durch die Waldlücken drang, erhob sie mehrmals in bedeutsamer Weise den Blick nach demselben. Doch nahm ich keinen Anlaß, meine Schritte zu beschleunigen und so das Zusammensein mit dem holden Geschöpfe abzukürzen, dessen Aufenthalt am See ohnehin nicht vom eignen Willen abhing und vielleicht nur zu bald sein Ende erreichte.

„Es wäre nicht unmöglich," erklärte sie mit dem Tone leisen Bedauerns, „nicht unmöglich, daß Adolf durch dringende Geschäfte alsbald zurück gerufen würde."

Adolf! Warum berührte mich der Name so seltsam! Warum klang er mir aus diesem schönen Munde nicht angenehm, ja widerlich! Ich wollte etwas fragen und brachte die Frage nicht heraus, und endlich wäre sie nicht mehr möglich gewesen. Denn in der Richtung, wo der Lichtschimmer aus den Fenstern eines Hauses fiel, erschollen ängstliche Stimmen und rasche Tritte. Gleich darauf kam ein Mann behende um die Krümmung des Weges gelaufen, blieb aber

bei unserm Anblick im Dunkel stehen, — eine hohe, elegante Gestalt.

„Minna!" rief er uns entgegen.

„Adolf!" erwiderte meine reizende Gefährtin lebhaft, freudig, fast jauchzend, und riß sich ohne Rückhalt von meinem Arme los, um dem Manne entgegen zu eilen.

Ich sah, wie derselbe sie in seinen Armen auffing und sie zärtlich zu sich emporhob. Meine Gegenwart war vergessen, — ich, der Fremde, wurde nicht weiter beachtet.

Ich war hier überflüssig geworden. Mit Geierskrallen griff es mir an's Herz. Ein heftiger Schmerz schnürte mir die Brust zusammen, preßte auf mein Inneres bis hinauf zum Schlund. Bis dahin hatte ich diesen Schmerz noch nicht gekannt, der mir tausendmal brennender in der Seele lag, als im Körper.

Mich wendend und ohne noch einmal umzublicken, schritt ich den Strandweg rasch zurück, nach der Stelle, wo der kleine grönländer Kahn Minnas noch an's Land gezogen lag. Mit Eiseskälte im Herzen sah ich

den Nachen, der das schöne Wesen getragen. Ich suchte nach meinem eigenen Kahn, konnte ihn jedoch nicht entdecken, da ich ihn in der Hast beim Herausspringen den Wellen überlassen hatte, die ihn mit fortgerissen haben mußten. Ohne mich weiter zu besinnen, löste ich einen der Fischerkähne ab, sprang hinein und trieb ihn, unbekümmert um die reißende Strömung, über den See, — in welcher Gemüthsverfassung, will ich nicht schildern.

Der Schlaf floh mich in der Nacht, und erst gegen Morgen drückte mir das beginnende Licht die müden Augen zu. Ein starkes Pochen an der Thüre meines Zimmers weckte mich auf. Die Sonne schien schon warm zwischen den Vorhängen hindurch und malte goldne Felder auf die Wand. Draußen aber rief eine starke Stimme:

„Hollah, Herr! He da, Herr Maler!"

„Was giebt's denn?" fragte ich, da ich meines Hauswirths Stimme erkannte, die er mit Faustschlägen und Fußtritten an die Thüre nachdrücklich begleitete.

„Sind Sie denn daheim?" fragte er.

„Ich dächte wohl!"

„Also nicht heute Nacht im See ertrunken?"

„Weiß nichts davon."

„Na, Gott sei Dank! verlier' ich doch den Miethzins nicht!"

Aergerlich über solche ungerechtfertigte Störung im besten Schlaf, wünschte ich ihn zum Henker und fragte, wie er zu der Annahme komme, ich sei ertrunken.

„Ja, wissen Sie," erhielt ich die Antwort, „heut' Nacht ist im See so ein dämischer Maler zu Grund gegangen, und da dacht' ich halt, das könnt' kein anderer sein, als meiner."

Jetzt hieß ich ihn aus dem Zimmer gehen und sprang darauf aus dem Bette, da ich mich erinnerte, daß Schmidt versprochen hatte, an den See zu kommen, was ich völlig vergessen hatte. In die Kleider fahrend, eilte ich durch die Obstgärten zur sogenannten „Lände" am See, wo ich eine Gruppe eifrig sprechender Leute überraschte, in welcher „Früchtl", der roth-

haarichte Aufwärter, das große Wort führte. Das habe man voraussehen können, sagte er, daß es mit dem tollen Maler noch ein solches Ende nehmen würde; man habe in der Frühe dessen wohlbekannten Kahn leer im See gefunden und er selbst sei nun eine Speise der Fische. Gleichzeitig jedoch kam jetzt Schmidt, dampfend vor Eile und Aufregung, des Wegs daher.

„Ha, Fischer, Sie leben? Ueberall am See heißt es, die Seenixe habe Sie endlich am Schopf gekriegt.“

Als ich ihm versicherte, daß ich dagegen gefürchtet habe, ihm sei das Unglück zugestoßen, meinte er:

„Ja, nicht wahr, Du lieber Gott! Und ich habe Ihnen das Geld noch nicht zurückgegeben!“

Das also war seine Sorge! — Mich verdroß es, daß ich ihm eine Bürde aufgelastet, statt eine Erleichterung zu schaffen. Indessen war „Früchtl“ auf meine Person aufmerksam geworden, die er schon den Fischen zum Fraß vorgeworfen hatte. Um kein Mittel verlegen, sich in seiner Autorität zu erhalten, führte er jetzt zu eignem und fremdem Troste in seinem

Kreise einige erbauliche Sprüche an, wie: „Unkraut verdirbt nicht!“ oder: „wer an den Strick soll, ertrinkt nicht!“ bis Schmidt zu der Bemerkung Anlaß nahm, daß „Früchtl“ im Hinblick auf diese Wahrheit ruhig die Reise nach Amerika antreten könne. Denn es verlautete bereits die betrübende Kunde, „Früchtl“ wandere aus.

Ich hatte seiner nicht Acht, sondern sprach mit Schmidt, der wieder auf einer Tour in's Hochland begriffen war, über meine Angelegenheiten. Die Bitterkeit meines Herzens leuchtete durch meine Mittheilung über das Abenteuer der verflossenen Nacht. Aufmerksam und mit ruhiger Erwägung hörte mich der Freund an. Endlich sagte er:

„So wäre ja das Räthsel endlich gelöst! Die Kleine also war die Nixe, die uns so lange äffte! — Nun, eine natürliche Aufklärung war zu erwarten. Wenn sie ihrer Schwester so ähnlich ist, muß es ja wirklich ein liebenswürdiges Geschöpf sein. Schade darum, daß sie auch schon versagt ist. Das wäre die rechte Braut für Sie gewesen, lieber Fischer. Weil's

aber nicht kann sein, bleibt man allein. Graue Haare darf man sich nicht darüber wachsen lassen, sonst sieht man vor der Zeit alt aus. Uebrigens muß es nicht gerade ihr Bräutigam gewesen sein, dem sie sich vor Ihren Augen an den Hals warf."

„Wer denn?" fragte ich zweifelnd und verzweifelt.

„Das konnten Sie erfahren, wenn Sie nicht davon rannten. Jetzt sind Sie nicht einmal sicher, ob sie überhaupt verlobt, oder ob sie nicht gar schon verheirathet ist. Oder, he? Hat Minna keinen Bruder?"

„Ich habe nie davon gehört, weiß es jedoch nicht gewiß!" sagte ich jetzt mit aufleuchtender Hoffnung.

„Sie wüßten es, wenn Sie gestern stehen geblieben wären," erwiderte Schmidt, „und Sie können sich noch Gewißheit verschaffen, wenn Sie mich meiner Wege gehen lassen, der Familie Birkmann einen pflichtschuldigen Besuch machen und sich wegen Ihres Fortlaufens entschuldigen. Guten Morgen, Herr Fischer! Wenn Sie das Geld wieder brauchen, sagen Sie mir es vorher, daß ich mich darnach richten kann. — Gewißheit ist in allen Dingen gut!"

Er hatte Recht. Sogleich schritt ich zur Ausführung seines Raths. Erwartungsvolle Ungeduld trieb mich über den See in denselben Kahn zurück, den ich in der Nacht zur Heimkehr benutzt hatte. Zweifel und Hoffnungen bestürmten mein Herz und es pochte mit bangem Schlag, da ich den braunen Giebel aus den Bäumen ragen sah, aus dessen Fenstern in der Nacht das Licht geschimmert, als ich Minna in den Armen eines Andern zurückgelassen hatte.

Tiefe Stille waltete um das Haus; nur die Hühner dämelten gackernd im grasigen Hofe umher; auf dem Gesims des offenen niedern Fensters schnurrte eine Katze behaglich in der Sonne, und dahinter in der Stube war das ältliche Haupt einer Bauernfrau sichtbar, die mit der Brille auf der Nase das Stopfen von Strümpfen besorgte.

Ich fragte, ob hier die Familie Birkmann wohne. Die Frau nahm die Brille von der Nase, bejahte und fügte dann hinzu: die Herrschaften seien ausgegangen; dann fragte sie, ob und von wem sie etwas ausrichten könne. Ich nannte meinen Namen und

tand, und die Frau machte eine Bewegung, als habe sie schon von mir gehört.

„Ah, Sie sind wohl der Herr Maler, der in der Nacht mit unserm Fräulein auf dem See gefahren ist, da ich mich so ängstigte. Du blutiger Heiland, in der Nacht! Gott sei Dank, Fräulein Minna ist zwar spät heimgekommen, aber doch wohlauf!"

„Und wer war denn der Herr," fragte ich jetzt, „wer war denn der, welcher sie hier zuerst empfing?"

„Derselbige, den Sie schon kennen," erwiderte die Frau.

„Ich ihn kennen?"

„Freilich. Hab' ich ihn doch erzählen hören, daß er mit Ihnen bei dem Fischmeister zu Possenhofen zusammengetroffen sei."

Dies Uebereintreffen der Persönlichkeit überraschte mich, trotzdem, daß eine darauf hinzielende Vermuthung sich schon bei mir selbst geltend gemacht hatte. Hastig fragte ich jetzt: „Aber wer, was ist er denn?"

„Ein braver Herr, ein freundlicher Herr, ein

reicher Herr!“ bemerkte die Frau nachdrücklich mit dem Kopfe nickend.

„Aber bei allen Göttern!“ rief ich jetzt, von meiner Ungeduld übermannt. „Sein Stand, sein Name!“

Ueber meine Heftigkeit erstaunt, rief die Frau zuerst wieder ihre Heiligen an, betrachtete mich mißtrauisch und setzte dann hinzu:

„Jetzt wollen Sie nicht wissen, wie unser Herr Born heißt! Du blutiger Heiland! Und er ist doch ein Herr, wie man ihn nur zum Schwiegersohn wünschen kann.“

„Born! Born!“ wiederholte ich mir an die Stirne greifend.

Ich meinte, die Welt drehe sich um mich her, der Boden wanke unter meinen Füßen.

„Born heißt er,“ — fing ich wieder an, „Adolf Born? Und er ist aus Amerika zurück?“

„Freilich heißt er so und kein Bischen anders,“ versetzte die Frau etwas gereizt. „Und es ist ein gar lieber Herr, das kann ich Ihnen sagen, der alte

Leute nicht anfährt, wie Andere, die nicht in Amerika gewesen sind.“

„Und Herr Birkmann öffnete diesem Adolf Born sein Haus?“

„Versteht sich, mit Vergnügen! Was fragen Sie denn? Wem man das Glück seines Kindes anvertraut, den nimmt man doch wohl auch noch in sein Haus auf, dächt' ich.“

„Und Fräulein Minna?“ begann ich wieder, bevor sie ihren Satz vollendet hatte, während mich die Frage würgte. „Und Minna — ist sie ihm schon lange gewogen?“

„Natürlich. Ja, schauen Sie mich nur an! Warum soll sie ihm auch nicht gewogen sein! Er hat sie — heilige Mutter Gottes, wie wird Ihnen denn? — hat sie ja auch gar lieb. Aber — erbarm' Dich unser! warum rennen Sie auf einmal fort?“ — rief mir die Frau noch nach, während ich dem See zulief. „Du Gnadenreiche, was hat nur der Maler!“

Zehntes Capitel.

Einige Stunden später saß ich in verzweifelter Stimmung unter einer Gruppe der mächtigen Eichen und Buchen, welche den Park zu Bernried zum großartigsten seiner Art machen. Vor meiner Abreise, die noch für denselben Abend bestimmt war, wollte ich noch eine Stunde wehmuthvoller Erinnerung an diesem schönen Strande verleben, wo ich einst vor Jahren, mit verstörtem Gemüthe und dennoch nicht so unglücklich wie heute, Bertha in den Wellen suchte, ihre Jugend und Schönheit beweinte. Trauriger und trostloser, als damals, wo ich so manchen Tag, so manche Nacht mit schweren Lidern nach ihr ausgeschaut hatte, sah ich nun in die Landschaft hinein, auf welche sie zum Letzenmal geblickt haben mußte, ehe sie in die dunkle, kühle Tiefe flüchtete.

Die hellen Gebäude des Klosters und Schlosses hoben sich vor mir auf dem tiefen Blau des See ab, der den Smaragd seiner Fluth dem Auge schon aus geringer Entfernung in Azur verwandelt. Ruhig wallten und rannen die Wasser um die Kanten des Ufers. Jedoch abgezogen von Allem, was nicht unmittelbar mit meinem Leide zusammenhing, hatte ich ihres Spiels am schönen Strande von Bernried wenig Acht und ließ nur meine Erlebnisse am See eine trübe Wanderung durch meine Seele halten, versenkte mich nur in das Leid meines Lebens, seine Ursachen und Wirkungen. Die erbarmungslose Ueberzeugung drängte sich mir auf: was ich Schönes auf Erden erlebt und empfunden, was meine Seele je erfreute, mußte ich als Trug erkennen; was ich aber bitter empfunden, mich mit Schmerz und Verzweiflung erfüllte, das erwies sich nur allzu wirklich.

Jetzt nagte ein Wurm in mir, der allen Glauben an Edles und Schönes in der Welt, alles Vertrauen in die Menschen zerfressen mußte. In Lust und Scherz weilten diese Leute hier am Strande des feuchten Wellengrabes,

das hohe herrliche Wesen vergessend, welches aus der ungetreuen Welt flüchtend, sie bis in den Tod geliebt hat.

Aber wo, wo ruhte sie? An welcher Stelle durfte ich zumeist eine Stunde schmerzlichen Gedenkens feiern? Und wird ihr bleicher Schatten nicht zwischen ein Glück treten, das sich seine Rosen auf ihrer Gruft pflückt?

Einst schaute ich sehnsuchtsvoll hinunter, ob sie nicht an's Sonnenlicht hervortreten wolle. Jetzt glaubte ich zu wissen, warum die Hingeschiedenen ihre Ruhe lieben, die Rückkehr scheuen.

So versunken in mein Leid saß ich dorten auf der Bank. Nur noch eine kurze Weile und dann — fort, fort vom See, mit der bittersten Enttäuschung meines Lebens im Herzen.

„Störe ich nicht?" fragte Jemand hinter mir.

Der Klang der sanften Altstimme rieselte mir in weichen Tonwellen durch alle Adern. Zugleich hatte eine weiße Hand leise meine Schulter gestreift. Aus meiner Versunkenheit gerissen, wandte ich mich um, — und was sah ich?

O, all' ihr Götter! wer stand da vor mir?!

Hatte mich die Nacht des Wahnsinnes umfangen, daß die Todten ihren dunklen Ort verließen und im hellen Lichte des Tages mir vor die Augen traten? Ich prallte entsetzt zurück, faßte mit beiden Händen nach meinem schwindelnden Kopfe.

Aber nein! Es war kein Anblick graulichen Schauers, -- was ich sah, war kein schreckhafter Schatten. Im hohen Reiz der schönsten Frau schien die Seekönigin selbst gekommen, um mich hinunter zu holen in ihren krystallenen Palast, nachdem mir „nichts mehr auf Erden geblieben." Und es war nicht die blasse Schönheit jener bleichen und sanften Geschöpfe der Sage, nicht ein feenhaftes Gebild künstlerischer Phantasie. Sondern im weißen Gewande und goldfunkelden Haar, stand ein stolzes Weib vor mir, in der Blüthe und Fülle freudig pulsirenden Lebens.

Und jetzt öffneten sich die rothen Lippen. Dieselbe wohltönende Altstimme von vorhin fragte:

„Kennen Sie mich nicht mehr? Oder wollen Sie allein mich hier nicht willkommen heißen?“

Ich sprang von der Bank auf, ich taumelte wie ein Trunkener. Es wirbelte in meinem Gehirne, als sei es völlig zerrüttet, mein Verstand in Scherben, die Besinnung verloren.

„Bertha!“ rief ich außer mir. „Bertha! Sind Sie es denn wirklich oder träume ich nur?!“

„Wirklich und leibhaftig!“

Sie streckte mir ihre Hand dar. Wie ein Träumender griff ich nach derselben, fühlte deren warmen Druck, ohne daß ich jedoch aus dem äußersten ungläubigen Staunen zu kommen vermochte.

„Mein Gott,“ fing sie jetzt selbst befremdet an, „ich begreife nicht! Kommt Ihnen denn meine Erscheinung wirklich so ganz unerwartet?“

Ich vermochte nicht sogleich zu antworten, da ich mich von dieser außerordentlichen Ueberraschung noch lange nicht erholt hatte. Meinen Sinnen nicht trauend, starrte ich sie an, und während ich ihre warme weiche Hand hielt, wollte ich noch immer nicht an ihre

Wirklichkeit glauben. Ehe ich noch ein Wort hervorgebracht hatte, sagte sie wieder, gleichsam für sich:

„In der That, sprachlos vor Erstaunen!“

Erst da löste sich der Bann, der auf meiner Zunge gelegen und ich äußerte entschuldigend:

„Räthsel über Räthsel häufen sich auf meinen armen Verstand. Kein Wunder, wenn der sich noch nicht zurecht findet, mein Gemüth sich nicht zur Freude erheben kann, nachdem es soeben noch der Verlornen gedachte. Nicht lange ist's her, daß ich Sie noch in der Tiefe suchte, — und jetzt sehe ich Sie prangend, voll schönen Lebens, im Lichte der Sonne!“

„Wie? Sie glaubten mich noch immer im See vergraben?“

„Wie konnte ich anders?!“

„Sie wußten wirklich bis zur letzten Stunde nicht, daß ich lebe?“

„Wie sollte ich wissen. Ist es mir doch jetzt noch ein ungelöstes Räthsel.“

„Das ist freilich etwas Anderes,“ sprach sie ernst und ihre Siimme bebte, ihre Fingern zitterten

merklich in meiner Hand, als sie fortfuhr: „Ich konnte nicht voraussetzen, daß man Sie in Ungewißheit über mein Schicksal gelassen, an dem Sie so freundlichen, so warmen, dankeswürdigen Antheil genommen haben. Sie erfuhren auch von Freund Müller nichts darüber?"

„Nichts. Mein Aufenthalt wechselte zu sehr; — wir schrieben uns nicht wieder."

„Sie haben also gar keine Kenntniß von dem Zusammenhang der Dinge?"

„Keine Ahnung."

„So bin ich Ihnen den Schlüssel zur Lösung des Räthsels schuldig," sagte sie, indem sie ihre Hand aus der meinigen zog und mich einlud neben ihr auf der Bank Platz zu nehmen, auf der sie sich jetzt niederließ. Rasch einen Blick durch den Park werfend, setzte sie hinzu: „Und der Schlüssel soll nicht vorenthalten bleiben. Ich lege ihn vertrauensvoll und rückhaltslos in Ihre Hand."

Ein leichtes Erröthen begleitete diese Worte, worauf sie fragte:

„Haben Sie so viel Geduld, mich anzuhören?“

„O, mich tödtet fast die Erwartung.“

„Gut,“ sagte sie und holte dabei tief Athem.

Nach einer kleinen Pause, während welcher ich in peinigendster Spannung dasaß und an ihrer Miene hing, fing sie dann folgendermaßen an:

„Erinnern Sie sich noch eines verdächtigen jungen Mannes, der damals hier bei Bernried das Dampfschiff verlassen, mit einem Bündel sich im Gebüsch am Strande versteckt hielt, dann von einem alten Schiffer aufgenommen und über den See gebracht wurde?“

„O ja, der greise Fährmann erzählte mir selbst von ihm.“

„Es war derselbe, der, scheu und flüchtig dann mehrfach auf dem Wege nach dem Mühlthal gesehen wurde; derselbe, der in der Nähe der Reismühle am Wasser saß und ein blutbeflecktes Taschentuch zurückließ; derselbe, der in der beginnenden Nacht nach dem Bahnhofe von Gauting schlich, um mit dem fälligen Nachtzuge weiter zu kommen. Dieser flüch=

tige junge Mann wurde dann als mein Mörder verfolgt, — was er jedoch nicht war.“

„Ich gestehe,“ warf ich jetzt hin, da sie mich gleichsam um meine eigne Meinung fragend ansah, „ich gestehe, daß ich zuletzt diesen jungen Menschen auch für eine von dem erfinderischen Verdacht erdichtete Person gehalten habe.“

„Darin irrten Sie sehr,“ versetze die schöne Frau an meiner Seite. „Diese Person — ich kann Ihnen die bestimmteste Versicherung geben, ja, ich kann es verbürgen — diese Person existirte.“

„So war wohl jenes „Früchtl“ dennoch im Spiel?“

„Keineswegs.“

„Aber wo — ich bitte, meine Verehrte, — wo ist nun der flüchtige junge Mann hingerathen?

„Der flüchtige junge Mann,“ wiederholte Bertha mit einem reizenden, feinen und verschämten Lächeln, — „ahnen Sie denn gar nicht, welche Bewandtniß es mit demselben hatte?“

„Ich habe nicht die mindeste Muthmaßung darüber.“

„Nun sehen Sie“, fuhr Bertha fort, indem sie sich erhob, „der flüchtige Junge — steht vor Ihnen.“

In arger Verblüffung und Verwirrung sah ich um mich her und zu ihr empor. Sie merkte, daß ich Mühe hatte, sie zu verstehen, und so wiederholte sie:

„Er steht vor Ihnen, — der Junge war ich.“

Betroffen warf ich auch jetzt noch den Kopf auf und sah bestürzt nach der schönen Frau. Das hatte ich in der That nicht erwartet. Es kam völlig überraschend.

Auch sie gerieth über meine Blicken, denen sie jetzt auswich, in vorübergehende Verwirrung, indem eine Purpurwolke aus ihrem Busen durch den stolzen Hals in ihr Antlitz stieg und die Wangen lebhaft färbte. Erst nach einer Weile konnte sie wieder mit Unbefangenheit die Rede aufnehmen.

„Sie staunen,“ sagte sie. „Und nicht mit Unrecht. Ich selbst, ich wurde als mein eigner Mörder verfolgt, — jedenfalls ein seltner und seltsamer Fall.

Nach dreistündigem Laufe langte ich mit durchlöcherten Schuhen und blutenden Füßen bei der Reismühle an, wo ich am Flußrande mit dem Taschentuche die Wunden wusch und trocknete, bei hereinbrechender Nacht aber nach dem Stationsgebäude aufbrach, um mit der Eisenbahn meine Flucht fortzusetzen."

Die Erinnerung mochte sie ergriffen und ihr Gemüth erschüttert haben, da sie wieder eine Pause eintreten ließ, die ich nicht sogleich ausfüllte. Denn die erhaltene Auskunft und die Vorstellung der Lage des flüchtigen jungen Mädchens dort am Flußrande bei der Reismühle, beschäftigte mich in aufregender Weise und ließ mich zu keiner Fassung kommen. War ich ja ohnehin während dieser Mittheilungen aus einem Staunen in das andere gefallen, und von dem Gehörten so in Anspruch genommen, daß ich mich keinen Muthmaßungen über den weitern Zusammenhang hinzugeben vermochte. Erst nach einer Weile brachte ich heraus:

„So hatte also Müller doch Recht! Er wollte nicht glauben, daß ein Wesen von Ihrem Charakter

zur Selbstvernichtung schreiten würde, so lange überhaupt noch ein Ausweg blieb. Aber wer dachte auch an diesen?!"

„Ich! ich allein!" antwortete sie jetzt. „Und das war gut! Sonst wäre mir allerdings nur der verzweifeltste Schritt geblieben! Es war ein fürchterlicher Tag und ein schrecklicher Entschluß, auch da noch, wo, wie Sie ja wissen, vom Vater das harte Wort gefallen war. Jedoch, es mußte sein! Erlassen Sie mir, näher dabei zu verweilen!" fügte sie mit tiefer, mühsam verhaltener Erregung hinzu, indem ihre Stimme den Klang verlor und ihre Augen in feuchtem Glanze schwammen. „Was in mir vorging, da ich mein Schwesterlein unter Thränen entfernte, wie könnte ich es schildern. Möge es diese selbst thun, von der Sie es wohl gerne ausführlicher anhören werden!"

Damit hatte sich jetzt Bertha rasch von mir gewendet, eifrig bemüht, die heftige Gemüthserschütterung zu verbergen, von der sie überwältigt worden war. Mit dem Tuche vor dem Antlitz eilte

sie weg und hinter eine bergende Baumgruppe, während sie noch Jemanden zuwinkte, ihren Platz bei mir einzunehmen.

Nebst andern Personen, die nun im Park aufgetaucht waren, nahte sich nämlich der Bank, wo ich Bertha wieder gefunden hatte, Allen voraus eine junge Dame, in deren zarter schlanker Gestalt und anmuthiger Haltung ich alsbald mein Fräulein vom See, Berthas jüngere Schwester Minna erkannte. Zu jeder andern Zeit hätte ihre Erscheinung auf mich den tiefsten Eindruck gemacht. Jetzt, nach dem Wiederauftreten Berthas und ihren wunderbaren Enthüllungen, konnte auch das Außerordentlichste nicht mehr in dem Maaße auf mich wirken, wie sonst. Dennoch stürzte mich Minna's Annäherung in eine Fluth von widersprechenden Regungen und Vorstellungen.

Was ich soeben erlebt und vernommen hatte, schien mir auf einen Augenblick wieder zerflossen, wie ein Gebilde der Fata Morgana, aber auch Minnas Erscheinung eine trügerische, der ganze Vorgang als die Wirkung eines recht lebhaften Traumes, aus dem

ich bald erwachen würde, oder als eine Täuschung der Sinne, die, wie alles Schöne in meinem Leben, nur zu rasch schwinden müsse. Im Moment vermocht' ich die gleichzeitige Erscheinung der beiden Schwestern nicht in den Rahmen der Wirklichkeit zu bringen; und wollte ich auch ihr Bild zusammenfassen, so trat die dunkle Gestalt des Amerikaners dazwischen, und Bertha schwebte, gleichsam nur als trauernder Schatten, zur dunkeln Tiefe zurück, der sie liebeverlangend und in freudiger Hoffnung entstiegen war. Mich durchzuckte die Erinnerung an die Nixe, die weinend in den See heimkehrt und auf einem meiner Bilder ohnehin Berthas Züge trug.

Während jedoch so die Vorstellungen, Erinnerungen und Gedanken durch mein Gehirn wirbelten, hatte sich mir Minna genähert, mit Erröthen auf meine Begrüßung gewartet, Einiges gesprochen, was ich nicht verstand, und dann mich gefragt, warum ich gestern Abend mit einem Mal verschwunden sei, ohne daß sie mir noch einmal hätte danken können. Das verstand ich; ich war nachgerade wieder inne gewor-

den, daß sich wirklich begab, was ich um mich vorgehen sah.

„Mein Schwager,“ fuhr sie fort, „freut sich, heute vielleicht die Gelegenheit zu Ihrer näheren Bekanntschaft nachholen zu können.“

„Ihr Schwager?“ fing ich mit unverholenem Erstaunen an, indem ich mühsam und mit fast vergeblichem Bemühen meine Gedanken zu sammeln suchte. „Gestatten Sie mir, mein Fräulein, — entschuldigen Sie meine Frage: so wäre glücklicher Weise die Nachricht vom Ableben des Herrn Spindling, welche mir dieser Tage zukam, falsch gewesen?“

„Leider nicht,“ lautete Minnas Erwiderung. „Schwester Betty“ hat schon vor anderthalb Jahren ihren guten Mann und wir Alle einen treuen Freund verloren. Ich sprach von meinem Schwager Born.“

„Born! Born! Ach! Born?“ wiederholte ich jetzt den Namen in äußerster Ueberraschung und konnte meine große freudige Bewegung in keiner Weise mehr zurückhalten. „Adolf Born?!“

„Allerdings — so ist sein Name,“ antwortete

Minna und sah jetzt mit einem feinen Lächeln schüchtern zu mir auf, indem sich ihre Wangen rötheten.

„Und Sie nannten ihn Schwager?“ fuhr ich in der Freude meines Herzens fort, indem ich mit einer unwillkürlichen Bewegung ihre Hand ergriff.

„Da er eine meiner Schwestern zur Gattin hat, wohl nicht mit Unrecht,“ erwiderte sie mit dem vorigen Ausdruck auf ihren holden Zügen. „Jedoch, ich sehe, Sie können sich vor Erstaunen nicht zurecht finden und sind also mit der Lösung jenes furchtbaren Räthsels, das auch Ihnen aufgegeben war, noch wenig vertraut. Das schloß ich schon gestern aus Ihren Reden auf dem See, aber ich durfte nunmehr doch voraussetzen, daß Ihnen die Begegnung mit Bertha alles Dunkel erhellt, mit einem Mal Alles erklärt habe.“

„Ja, ja, ich habe geschaut und gehört, Merkwürdiges, Unglaubliches. Es ist in diesen Tagen, und gar in dieser Stunde auf mich herein gestürzt, daß ich mich kaum mehr auf die Dinge zu besinnen vermag.“

Ich hatte während dieser Rede den Muth gefunden, ihren Arm in den meinen zu legen und so mit dem schönen Mädchen auf den Parkwegen weiter zu schreiten, während sie mich mit staunendem Lächeln betrachtete.

„In der That weiß ich es noch kaum zu fassen,“ fuhr ich fort, indem ich jetzt das Händchen in meinem Arme mit der Linken ergriff und wärmer zu drücken wagte. „Bitte, seien Sie meine Führerin aus diesem Labyrinth, geleiten Sie mich völlig aus den Irrgängen desselben, und wiederholen Sie mir die Versicherung, daß Ihre Schwester Bertha wirklich lebt, daß es nicht ein Trugbild, ihr Schatten war —“

„Sie lebt, Gott sei Dank!“ erwiderte Minna innig. „Sie lebt und hat es mit tiefer Rührung vernommen, wie beharrlich Sie noch nach ihr suchten, als alle Andern die Nachforschungen aufgegeben hatten. Sie hatte ja gar keine Ahnung von der wahren und ernsten Theilnahme, welche derjenige für sie hegte, den sie kaum einmal gesehen und gesprochen hatte.“

Als Minna dies sagte, zitterte ihre sanfte Stimme und auch ihre kleine Hand, welche ich noch immer festhielt, bebte fühlbar, während ihr schönes Haupt sich leise senkte. Erst nach einer Weile vermochte sie wieder fortzufahren:

„Aber Bertha durfte doch annehmen, daß wir Sie von dem wahren Sachverhalt so bald unterrichten würden, als wir selbst zu seiner Kenntniß gelangten. Als letzteres stattfand, wußten wir jedoch Ihren Aufenthalt nicht mehr. Und als dann Ihr Name allenthalben bekannt ward und uns vielfach entgegen trat, da — ja, da wagte man es nicht mehr, den berühmten Künstler mit Erinnerungen zu behelligen, die keine Bedeutung mehr für ihn haben mochten."

„Das war ein großer Irrthum, den ich Ihnen kaum verzeihen kann, mein Fräulein," sagte ich jetzt, mich zu ihr niederbeugend. „Und hegten Sie denn niemals Zweifel darüber, daß der bekannt gewordene Künstlername dem aufdringlichen jungen Herrn angehöre, der damals zufällig auf dem Dampfschiffe mit Ihnen zusammen traf?"

„Ich — keinen Augenblick!“ war ihre lebhafte Antwort, indem sie ihr schönes Haupt erhob und mit holder Unschuld zu mir aufsah, hierauf jedoch rasch die Augen wieder niederschlug.

Eine Blutwelle fluthete jetzt durch ihre zarten Wangen. Mich aber durchströmte ein Gefühl unbeschreiblicher, nie empfundener Wonne, nachdem ich in ihrem offenen Auge, in ihrem aufgeblühten Antlitze gelesen hatte. Und dennoch hätte in jenem Augenblick die Spannung auf die ferneren Mittheilungen über ihre Schwester jedes weitere Interesse, jede andere Regung ausschließen müssen. Ich fühlte denn auch, daß ich jetzt meinem eignen Glücke nicht weiter nachspüren durfte, und bat um Aufschluß über die näheren Umstände, welche Bertha und deren wunderbares Wiederauftreten, vielmehr deren geheimnißvolle Flucht vom Dampfschiffe, betrafen.

„So hat Ihnen Bertha nicht Alles berichtet?“ fragte sie, während wir dahin schritten.

„Wenig mehr, als daß sie eben geflohen.“

„Dann theilen auch Sie mir wohl die Aufgabe zu, Sie völlig aufzuklären.“

„O, ich bitte darum.“

„So wollen Sie mich einige Zeit anhören?“

„Jahre, wenn Sie wollen.“

Minna sann eine kleine Weile nach, dann begann sie:

„Sie befanden sich damals mit an Bord, hörten, worum es sich handelte, und kennen nun auch den Vorsatz, mit welchem sich unsere liebe Bertha in jener Noth trug. Ach, es war eine böse Fahrt. Die Heftigkeit des Vaters stärkte den geheimgehaltenen Entschluß, der auch für meine muthige und entschlossene Schwester ein schrecklicher bleiben mußte. Jedoch — wollte sie ihrer Liebe, ihrem Gelübde treu bleiben, konnte sie nicht anders. Bertha hat mir seitdem oft mit Thränen und genau über ihren Seelenzustand in jener verhängnißvollen Stunde berichtet. Ich will jedoch rasch darüber hinweg gehen, was in ihr vorging, da sie zur Ausführung schritt. Kopfweh und Schlummer waren vorgeschützt, ich selbst — ihre

jüngste Schwester — unter heißen Thränen aus der Cajüte entfernt! Fast wäre sie mir nachgestürzt, um mich zu beschwören, noch bei ihr zu verweilen. Jedoch Eile that Noth. Die nächste Station, Schloß Bernried, kam schon in Sicht. — So streifte sie denn rasch ihre Frauengewänder ab, packte sie in einen Bündel. Was nicht in denselben paßte, ward unter den Divan gezwängt, der Hut aber den Wellen überliefert .....“

Minna hatte bei diesem Theil ihres seltsamen Berichtes ihre ohnehin sanfte Stimme zu einem fast unhörbaren Flüstern gedämpft, so daß ich mich tiefer zu ihr niederbeugen mußte, während sie mit gesenkten Blicken sprach. Mir aber fiel es wie Schuppen von den Augen, nachdem so auf die natürlichste Weise Berthas Verschwinden, das Aufsuchen des Huts und Reifrocks erklärt war. Daß die Schwester unter dem engen Verschluß ihres Reisekleid's leichtes Männergewand getragen, welches sie schon in der Frühe angelegt hatte, brauchte mir Minna nicht näher anzugeben.

Ich aber war von Staunen und Bewunderung

für den Muth und die berechnende Vorsicht der ihrer Liebe treuen Bertha erfüllt, und horchte nun mit ungebrochener Spannung dem weiteren Bericht meiner Begleiterin über die wunderbare Flucht ihrer ältern Schwester.

„So vorbereitet," fuhr Minna fort, „erwartete sie mit Herzklopfen das Anlegen des Schiffs und verließ es dann — in Herrenkleidung — unbehelligt, ohne daß sie Jemanden aufgefallen oder von irgend wem angehalten worden wäre."

„Und doch wird ohne Billet Niemand durchgelassen," fiel ich ein.

„Das war auch meiner Schwester aufgefallen, weswegen sie schon bei der Station Possenhofen, wo sie vom Billeteur für eine eben erst Eingestiegene gehalten wurde, eine Karte gelöst hatte. Nun war ihr denn alles wider Erwarten geglückt, und sie stand bald weiterhin am Strande, im Gebüsch, und winkte dem vorüberrudernden alten Fährmann, der sie auch arglos mitnahm nach Possenhofen. Von dort lief sie an Starnberg vorüber durch das Mühlthal bis

gegen die Reismühle und erreichte noch mit dem letzten Zuge die Hauptstadt. Unaufgehalten und unentdeckt fuhr sie von da alsbald mit dem Eilzug nach Stuttgart, wo sie in der Frühe anlangend, von Adolf erwartet wurde. Von da ging dann die Reise den Rhein hinunter über Rotterdam nach den Vereinigten Staaten. Dort schuf das Talent und der Fleiß Adolfs seiner Gattin eine glücklich befriedigte Häuslichkeit."

Minna hielt jetzt in ihrem Berichte ein, während wir indeß bis an den Rand des Sees gelangt waren und uns wieder, ohne Verabredung, zurück wandten. Die Mittheilung flößte mir immer neue Bewunderung für die Klugheit, Beharrlichkeit und ausdauernde Entschlossenheit ein, mit welcher Bertha die Flucht ausgeführt hatte. Ihrer Berechnung und der für ein junges Mädchen so kühnen Durchführung des Plans war es ja geglückt, alle Welt zu täuschen, so daß Jahrelang Niemand mehr an ihrem Ende in den Fluthen des See's zweifeln konnte. Hatten doch Meinungsverschiedenheiten nur noch darüber gewaltet,

ob sie den Tod selbst gesucht, oder durch fremde, verbrecherische Hand gefunden habe.

Andererseits wurde allerdings, durch diese rücksichtslose Ausführung und dauernde Geheimhaltung ihres Vorsatzes, Bertha's Handlungsweise in ein Licht gerückt, das mir die Charakterstärke des Mädchens wenn nicht bedenklich, so doch etwas unweiblich erscheinen ließ. Es verrieth immerhin eine gewisse Herzenshärte und Lieblosigkeit, daß sie Eltern und Geschwister in den Glauben an ihren Tod versetzen und Jahrelang darin lassen konnte, wozu noch kam, daß sie Anlaß zu der Annahme eines Verbrechens gab, für das nahezu ein Unschuldiger verurtheilt worden war.

Ich kann nicht läugnen, solche Empfindungen und Bedenken regten sich in mir, während mir Minna die Abenteuer der Flucht ihrer Schwester mittheilte. Gerade das Heldenhafte, Heroische zieht uns am Weibe nicht so sehr an und lieben wir am wenigsten an dem Weibe unserer Wahl. Und jetzt dankte ich innerlich dem Schöpfer dafür, daß nicht das schöne,

sanfte Wesen, das sich mit mädchenhafter Schüchternheit auf meinen Arm stützte, während ich die kleine Hand zu drücken wagte, die Heldin dieser Abenteuer war.

So befangen machte mich die junge Neigung, die in meinem Herzen aufkeimte, daß ich das Verständniß für die aufopfernde und bewundernswerthe That Bertha's verlor. Ich stand denn auch nicht an, etwas von meinen innern Bedenken kundzugeben, indem ich nun gegen Minna des Taschentuchs erwähnte, das nahezu Veranlassung zu einem Justizmorde gegeben hätte.

„Leider," erwiederte meine holde Begleiterin. „Bertha hat es später mit Schrecken erfahren, als sie wieder nach Europa zurückgekehrt war. Ihr Mann hat dem Armen indeß eine Stelle jenseits des Meeres angeboten, die denselben für die erlittenen Unbilden vielleicht trösten kann. Wie hätte auch Bertha ahnen mögen, daß ihre Flucht so schreckliche Muthmaßungen hervor riefe! War sie doch ganz untröstlich, als sie erfuhr, daß sie von Eltern und Schwestern als Ertrunkene beweint wurde."

„Wie?“ fragte ich überrascht. „Sie that doch ihr Möglichstes, ein solches Ende für gewiß erscheinen zu lassen. Das offene Kajütenfenster, der Reifrock, der Hut im Wasser —“

„Darüber habe ich schon vorhin die Erklärung gegeben,“ fiel Minna sanft ein. „Das Fenster aber stand offen, wie Sie sich selbst noch erinnern müssen, da Sie mit der Schwester durch dasselbe auf die draußen wallende Fluth schauten. Bertha that Alles, was sie ohne Gefährdung ihrer Absicht thun konnte, um dem Wahne von ihrem Tode vorzubeugen. Erinnern Sie sich nicht mehr, daß sie mit Ihnen selbst von einer Reise sprach, die sie antreten wollte, an einen Ort, wohin Sie ihr doch nicht folgen könnten? Sie ließ es an dergleichen Andeutungen mehr nicht fehlen.“

„Verzeihung, meine Verehrte,“ glaubte ich hier bemerken zu müssen; „allerdings hatte mir Ihre Schwester damals keinerlei Hoffnung gegeben, sondern nur meine eigene Thorheit. Wollen Sie jedoch gestatten an den Brief zu erinnern, der, an Sie selbst

gerichtet, schon Nachmittags in den Schalter geworfen worden war?"

„Erst Abends, wie der Poststempel des noch vorhandenen Couverts bei späterer genauerer Ansicht auswies. Ließ doch Bertha den Brief durch einen Jungen, welchem sie auf ihrer Flucht begegnete, in den Schalter des Starnberger Bahnhofs werfen."

„Aber überzeugte dieses Schreiben nicht auch Müller zuletzt noch, daß Bertha ihr Ende im See gefunden habe?"

„Ein arges und heute rein unbegreifliches Mißverständniß," entgegnete Minna lebhafter. „Wie hätte Bertha die Absicht haben können, damit Ihre Eltern in einen Jammer ohne Ende zu stürzen und Alle vorsätzlich in einem Wahn zu bestärken, der auch die schönsten Jahre I h r e s Lebens verdüstert hat. Wollte doch Bertha gerade durch dieses Schreiben jeder traurigen Deutung ihres Verschwindens vorbeugen. Mir selbst dünkt es heute geradezu seltsam, daß uns die Worte dieses Schreibens, statt uns aufzuklären, nur in der Trauer um ihren Tod befestigen konnte.

Ihr Brief war doch an und für sich schon der allertriftigste Beweis, daß sie noch nach ihrem Verschwinden vom Dampfschiffe am Leben war."

„Allerdings leuchtet mir dies nunmehr auch ein," bemerkte ich. „Aber wie kam es, daß Sie selbst mit den Eltern so lange in der Trauer um die vermeintlich Todte leben mußten?"

„Leider gingen zwei Briefe Bertha's aus Amerika verloren. Als sie deshalb auf wiederholtes Flehen um Verzeihung keine Antwort, nicht eine Zeile erhielt, war es ihr zur Gewißheit geworden, daß die Ihrigen nichts mehr von ihr wissen wollten. Endlich, nachdem ihrem ersten Kinde der Taufname seines Großvaters beigelegt worden war, wagte sie wieder, dies heim zu melden, und jetzt ward ihr eine Antwort, die, wie Sie sich denken können, einen unendlichen Jubel enthielt."

Hier hielt Minna wieder inne. Mir schien, ihre schönen Augen glänzten vor Rührung. Erst nach einer Weile theilte sie mir weiter mit, daß Bertha und Adolf daraufhin einen baldigen Besuch der Eltern

in der alten Heimath beschlossen, und zwar wurde ein gemeinschaftlicher Sommeraufenthalt an dem schönen See verabredet, wo einst die erschütternde Trennung stattgefunden hatte. Auf der Herreise hatten Bertha und ihr Mann in Düsseldorf die Kunstausstellung und den Festplatz besucht, waren aber noch in derselben Nacht mit der rheinischen Bahn weiter gefahren.

„Sie können sich denken," fügte dann Minna hinzu, „welche Freude wir bei dem Wiedersehen empfanden, welche Wehmuth unsere Bertha überkam, da sie Schwester Betty als Wittwe und die Spuren des langjährigen Grams auf den Zügen der Eltern sah. Andererseits durfte sie sich aber auch der glücklichen Sinnesänderung derselben freuen. Die natürliche Herzensgüte der Mutter hatte sich in Gram und Leid völlig enthüllt; der Vater war ein Freund aller Hilfsbedürftigen geworden. Als er noch nicht gewußt, in welchem verwandtschaftlichen Verhältniß er zum Vater Adolf's stand, that er doch aus freiem Entschluß Schritte seinem früheren Prinzipal ausgiebig zu helfen, was dieser jedoch ablehnen konnte. Ich will

jedoch nicht weiter vom Vater sprechen. Ich hoffe Sie werden ihn nunmehr von einer liebenswürdigeren Seite kennen lernen. Denn sehen Sie, da finden wir alle meine Lieben.“

In der That harrte die Familie unserer Annäherung, indem sie sich im Schatten einer riesigen Eiche und Buche, die mit einander verwachsen waren, gesammelt hatte. Zögernd blieb ich stehen. Mit Leidwesen sah ich ein, daß ich nicht länger mit dem anmuthigen Wesen allein bleiben durfte, das unbewußt schon alle meine Sinne eingenommen, all' die Liebe gewonnen hatte, deren mein Herz fähig war. Ich hatte noch so viel zu sagen und zu fragen gehabt, worauf ich die Antwort aus ihrem eigenen lieblichen Munde hören wollte. Aber schon eilte Bertha den Ihrigen voraus und uns am Arme eines hochgewachsenen Herrn entgegen, — desselben, der mir und dem kleinen Schmidt vor einigen Tagen beim Fischmeister aufgefallen war.

Herr Born begrüßte mich herzlich, warm und achtungsvoll. Von dem Empfang durch Herrn und

Frau Birkmann und Schwester Betty will ich nichts weiter sagen, als daß es, durch die Erinnerung an unsere erste Begegnung, ein höchst bewegter war. Alle schienen sich übrigens des Wiedersehens zu freuen, zumeist jedoch Bertha selbst, die sich glückstrahlend von Einem zum Andern wandte und endlich wieder auf längere Zeit zu mir, während ihr Mann mit Minna scherzte.

„Sie ist sein Augapfel, unser aller Liebling," sagte die schöne Frau an meiner Seite. „Nun neckt er sie über ihre Aufregung von gestern Abend, da sie ihm in der Eile anvertraute, daß Sie in der Nähe und mit ihr vom See gekommen seien. Wie tief war aber auch ihr Verdruß, als Sie dann spurlos verschwunden waren! Ich kann Ihnen meine Empfindungen beim Wiedersehen Minna's nicht schildern. Betty und ich lieben sie aber auch, wie unser Leben, — sie ist ja auch um so viel besser als wir, und tausendmal hübscher, als wir uns je zu sein einbildeten. Müller zwar, der jetzt einer der angesehensten Ingenieure geworden und noch immer unverheirathet

ist, meinte bei Gelegenheit, so schlimm sei es nicht. Immerhin, es ist dennoch wahr."

Bertha fühlte wohl heraus, daß sie mit mir von nichts Angenehmerem sprechen könne. So erfuhr ich von ihr noch zu meiner innigsten Befriedigung, daß sie während der letzten Jahre in Amerika von Minna förmlich im Laufenden über meine Kunstthätigkeit erhalten wurde, und daß das junge Mädchen niemals an meiner Identität mit dem berühmt gewordenen Nixenfischer gezweifelt habe. Während noch Niemand daran glauben wollte, war es bei Minna von vornherein ausgemachte Sache.

„Sie dürfen sich etwas darauf einbilden," scherzte noch Frau Born. „Denn ich wüßte nicht, daß sich Minna sonst noch im Leben und Thun eines fremden Mannes gekümmert habe. Auf ihre Bitten überließ ich ihr auch damals in jener denkwürdigen Trennungsstunde auf dem Dampfboote Ihre Ballade, die ihr Lieblingslied geworden ist. Ich hoffe, daß Sie mir dies heute verzeihen werden. Minna hatte keine Hoffnung, Ihnen im Leben wieder zu begegnen. Aber

im Vertrauen will ich Ihnen sagen — doch nur gegen Ihr Versprechen, es nicht zu mißbrauchen."

Und sie streckte mir dabei die Hand her, die ich feurig ergriff.

„O, ich verspreche es —"

„Nun, Minna war sehr glücklich, als ich ihr erzählte, daß ich Sie in Düsseldorf wieder gesehen, und sie war es noch mehr, als wir eines Tags auf dem See auf einen Kahn stießen, in welchem langausgestreckt der Nixenfischer lag. Schilfkranz und Seelilien zurücklassend, ruderten wir rasch davon. Aber das glückliche Abentheuer verrückte ihr doch förmlich den kleinen Kopf."

„Ach," rief ich jetzt, „und Sie, verehrte Frau, machen mich zum Glücklichsten der Welt."

„Nicht doch, das liegt völlig außer meiner Macht," meinte die schöne Frau lachend. „Das muß ich ganz und gar einer Andern überlassen."

Und nun kam sie auf eine Parthie für den folgenden Tag nach dem Mühlthale zu sprechen, wobei sie Gelegenheit nahm, ihrem Mann, Vater, Mutter

und Schwestern in's Gespräch zu ziehen. Mit warmen, innigen, wenn auch nur leise geflüsterten Worten konnte ich mich jetzt wieder an das anmuthige, junge Wesen wenden, dessen Anblick bereits mein ganzes Herz erfüllte. Eine Wonne lag mir im Gemüthe, wie ich sie bis dahin nicht gekannt hatte. Man möge sich denken, mit welchen Regungen ich jetzt von ihr nach dem blauen See hinaussah, der mich nicht mehr von meinem Glücke trennen konnte.

Es war ein herrlicher Sommerabend. Es waren schöne Stunden im Kreise vortrefflicher, durch Leiden geläuterter Menschen, in der Gegenwart holder Frauen! Wie glücklich beging ich nun denselben Strand, an dem ich einst trostlos und dem Wahnsinn nahe umhergestreift war! Ein schöner Abend, wie man ihn so oft an diesem See genießt und wie selbst der heutige noch zuletzt zu werden verspricht. Denn der Regen hat endlich aufgehört, der Himmel lacht blau, die sinkende Sonne golden in den See und wie von Diamanten erglänzt das Gebüsch. Hinaus [illegible]! Meine Geschichte ist ja auch zu Ende.

Zum Schlusse.

Der Nixenfischer war von seinem Stuhle aufgesprungen, als die Abendsonne in den Weingläsern auf dem Tische erglänzte. Er hatte seine Erzählung am frühen Nachmittag begonnen und, so lange der Regen angehalten hatte, fortgesetzt, bis die Sonne vor Ihrem Untergange nochmals am entwölkten westlichen Himmel hervortrat. Eine stattliche Gruppe von Flaschen hatte sich auf dem Tische gesammelt. Den Rest seines Weines austrinkend, wollte der Nixenfischer nun auch die Zeche berichtigen. Aber sowohl dagegen, als gegen den raschen Abbruch seiner Geschichte protestirten die Anwesenden. Wenn auch das Gewölk gewichen war, begehrte doch noch Niemand hinaus und alle bestanden darauf, daß die Erzählung noch nicht zu Ende sein dürfe und eine frische Flasche bestellt werden müsse.

„Und was wollen Sie denn noch wissen?“ fragte Fischer lächelnd. „Wenn Sie das Schicksal unsers Collegen Schmidt interessirt, so kann ich Ihnen sagen, daß er in guten Umständen lebt und bei seinen langen Fußpartbien nicht mehr allzu mäßig lebt. Früchtl aber ist glücklich über das Meer gekommen, wo er einer ungewissen Zukunft getrost entgegen lebt. Jene Wittwe mit der scharfen Nase und zwei heirathsfähigen Töchtern —“

„O, was gehn uns diese an? Wie kam's mit Ihnen und dem Seefräulein?“

„Ach so! Nun, ich machte andern Tags die Parthie in's Mühlthal mit, wo die Königin Bertha still gewirkt hat, und wo mir zuerst deren Name ahnungsvoll aus einem kleinen Munde entgegen getönt war, den ich fast auf derselben Stelle nunmehr mit einem Verlobungskusse schloß. Aber siehe da, Minna, meine Liebe, da bist Du ja!“ rief der Nixenfischer mit leuchtenden Augen, lief hinaus und streckte seine Arme einer zarten jungen Frau von überraschender Schönheit und Anmuth entgegen.

Sie war nicht allein. Eine Amme ging mit einem Säugling am Ufer auf und nieder, Großvater und Großmutter Birkmann waren mitgekommen und eine hübsche Frau, mit Grübchen in den Wangen und kastanienbraunem Haar. Auch sonst hatten sich Leute aus der Nachbarschaft wieder am schönen Abend eingefunden; Frau v. Morgenschein hörte mit Bewunderung, daß diese liebliche Blondine des Nixenfischers Frau sei, — die Dame mit dem Strickstrumpf gab sich alle Mühe, wenigstens den Plattfuß zu entdecken, an dem sie nicht zweifelte. Aber trotz allen Bemühens sah sie nur die Spitzen von zwei höchst niedlichen Damenfüßen.

Auch die Herren standen umher und sahen mit Bewunderung die holde Erscheinung, die ihnen flüchtig vorgestellt worden war.

Herr Lütike fragte dagegen den Nixenfischer ob die andere hübsche Frau mit dem schönen kastanienbraunen Haar, den veilchenblauen Augen und Grübchen in Wange und Kinn, nicht etwa die verwittwete Frau Fabrikant Spindling sei.

„Ja," antwortete Fischer, „es ist meine Schwägerin Betty."

„Wollen Sie mir nicht die Freundschaft thun und mich derselben vorstellen?"

Fischer schien dieses Ansinnen geflissentlich überhört zu haben, was Herrn Lüttke nicht entging. Doch war dieser nicht geneigt, ihn so leicht los zu lassen.

„Noch eine Frage: Der Pfälzer, Ihr Freund Schulze —

„Müller wollen Sie wohl sagen".

„Na, Einerlei — ist wohl längst verheirathet?"

„Nein, Herr v. Lüttke, er ist noch ledig und kommt heute Nacht mit der Bahn zu Besuch, weswegen ich in die Stadt zurück muß. Also, leben Sie wohl! Leben Sie wohl, lieber Braun, und Sie, Werner! Auf Wiedersehn, meine Herren!"

Damit hatte der Nixenfischer seinen Berufsgenossen die Hand geschüttelt, schwenkte den Hut und wandte sich nun zu seinen Verwandten. Als er seiner Schwägerin Betty den Abschiedskuß gab, flüsterte er ihr zu:

„Nun, was soll ich ihm sagen, wenn er kommt?"

„Du wirst schweigen, Benno!" sagte sie mit hochgefärbten Wangen.

Jetzt half der Nixenfischer seinem Weibchen in den Kahn, in welchem die Amme mit dem Kinde schon saß, und dann ging es unter Händewinken in den See, der schon in goldner Abendgluth aufblühte, als nur noch Lüttke, Frau von Morgenschein und Maler Werner am Strande standen, um dem verschwindenden Kahn nachzuschauen.

„Sie werden wohl von nun an auch nur Blondinen malen," fragte, nach einer Pause schweigenden Nachsinnens, die anmuthige Wittwe den Maler Werner.

„Ich? Ach ja. Da die Brünetten so spröde werden, muß ich es wohl thun."

„So spröde? Ist das eine Eigenschaft dieser Unglücklichen?"

„Wenigstens Einer derselben," versicherte der Maler.

„Und von welcher besonders gilt Ihre Behauptung, wenn man fragen darf?"

„Wenn Sie es wären, gnädige Frau?"

„Wenn ich es wäre?“ fragte sie zurück und schaute ihn dabei mit Augen an, deren Glanz eine beglückende und ermuthigende Wirkung auf den Maler üben mußte; denn er bot ihr den Arm und ging langsam und in leisem Gespräch mit ihr am Strand entlang.

Herr Lüttke stand noch allein dorten und sah hinaus auf den lichten See.

„Teufel auch!“ sagte er zu sich selbst. „Der Nixenfischer hat unverdientes Glück. Solch' ein Weibchen, solche Schwägerin! Wenn dergleichen wirklich aus dem See zu holen wären, würde ich wohl noch Taucher oder unterseeischer Ingenieur werden. Welche poetische Gedanken!“

Herr Lüttke fühlte sich wirklich hochpoetisch angeregt, und als er nach dem Kaffeehause zurück schritt, sprach er mit der bescheidenen Anwandlung eines Alexanders:

„Auf Ehre! wenn ich nicht Lüttke wäre, wollt' ich Nixenfischer sein.“

Ende.

Druck von Hermann Blanke in Berlin, Rosenthalerstraße 14.

Schw